

Vom Bauernstande

Von Pfarrer Dornseiffer-Eslohe.

Erschienen in Sauerländ. Volksblatt 1879/91

(Plaudereien für die Winterabende.)

I.

Der Zweck vorliegender Arbeit ist kein anderer, als in den beteiligten Kreisen Lust und Liebe zur Landwirtschaft zu wecken und den Mitgliedern des Bauernstandes Hochachtung und Wertschätzung gegen ihr Berufsfach einzuflößen. Da die meisten Leser dieses Blattes dem Bauernstande angehören, sei es durch Geburt, sei es durch praktische Beschäftigung, sei es endlich durch ihre Vorliebe für Feld- und Gartenbau, so darf ich hoffen, dass diese Früchte meiner Mußbestunden nicht unwillkommen sein werden. Jedoch soll gleich eingangs das Geständnis abgelegt werden, dass diese Erörterungen keinen Anspruch machen wollen auf absolute Richtigkeit, ich bin eben kein Fachmann; ich lasse mich gern bescheiden und werde etwaige Belehrungen dankbar annehmen. Auch wird kein Anspruch gemacht auf stilistische Feinheit und Vollendung, sondern es sind und sollen nur sein kunst- und schmucklose Gedankenspäne, oder wie die Überschrift besagt: Plaudereien, unter welchen vielleicht doch hie und da ein Goldkörnchen wird anzutreffen sein. Dies zur Einleitung und vorläufigen Entschuldigung.

Wer die heutige Zeitströmung aufmerksamen Auges beobachtet, wird bald finden, dass heutzutage in allen Regionen, bei Hoch und Niedrig, in bürgerlichen und politischen Kreisen, dem Bauernstande eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Einen tun dieses in wohlwollender Absicht – es sind das die Agrarier (Großgrundbesitzer und überhaupt Freunde der Landwirtschaft); die Andern tun es gezwungen, weil die öffentliche Meinung ihren Ideen, Anschauungen und handelspolitischen Grundsätzen Front macht, ihr System als verderblich verurteilt und zur schleunigen Umkehr auffordert. Die Vertreter dieser zweiten Richtung nennt man Freihändler oder Manchesterleute. Zu ihnen gehört das Gros des Liberalismus, das Semitentum, die Geldaristokratie. Sie alle wollen von Schutzzöllen nichts wissen, nichts davon wissen, dass die deutsche Landwirtschaft darniederliegt und der ausländischen Konkurrenz wehrlos preisgegeben ist. Wer diese heilsame Konkurrenz nicht aushalten könne, so sagt man, der sei auch nicht wert, dass er lebe, oder nach einer anderen Variation: "Lasse sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind." Mit welcher Partei wir es zu halten haben, bedarf kaum der Erwähnung. Mit einem kräftigen und entschiedenen Ja treten wir auf [die] Seite der Agrarier und wollen im Verlaufe unserer Plaudereien nachzuweisen suchen, dass und warum die Landwirtschaft einer besonderen Fürsorge wert und würdig ist. –

Zunächst stelle ich die Behauptung auf, dass unter allen bürgerlichen Ständen der Bauernstand der erste und älteste ist; er kann den vollwichtigsten Adelsbrief und Stammbaum aufweisen, den ihm niemand anders ausgestellt hat, als der Herr und Schöpfer aller Dinge selber. Den ersten Menschen setzte Gott ins Paradies, in jenen wunderschönen Garten, auf das er ihn **bebaue** und bewahre. 1. Mos. II. 15. Dieses **Bauen** und Bewahren sollte für ihn sein eine Beschäftigung voll Lust und Freude, ohne Ermüdung und Anstrengung, die süßeste Übung für Geist und Körper. Nach dem Sündenfalle ist leider dieses paradiesische Verhältnis ein anderes geworden. Gott verkündete dem Adam, dass er im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen, und dass der Boden, wenn er ihn **anbaue**, ihm Disteln und Dornen eintragen werde. Wie vorher die Arbeit des Landbaues eine spielende Beschäftigung war, so sollte sie jetzt für den Menschen eine wohltätige Notwendigkeit sein. Gebet und Arbeit lassen den Menschen nicht zu Grunde gehen, sie halte ich aufrecht im Kampfe mit der Sünde und ihren Folgen. –

Wie der Bauernstand der erste und ursprünglichste gewesen, so war er doch nicht immer der geachtetste und angesehenste. So war es bei den meisten heidnischen Völkern und so ist es auch jetzt noch in unzivilisierten Gegenden. Die Kaste der Krieger, des Adels, des Priesterstandes war im alten römischen Reiche diejenige, die an der Spitze einherschritt, dagegen die Bauern nicht als ebenbürtig betrachtete. Dieser Zug der Überhebung und des Stolzes ist ein charakteristisches Merkmal des Heidentums und fand sei-

ne traurigste Ausbildung in der Sklaverei. In Sparta, Athen und Rom hatten die Reichen und Vornehmen Tausende und abermals Tausende von Sklaven zu ihrer Verfügung, welche alle Arbeiten für sie verrichteten und dabei die schmachvollste Behandlung sich mussten gefallen lassen. Der Sklave war recht- und schutzlos, er war geächtet, hatte keinen Anteil an der Leitung öffentlicher Angelegenheiten, sein Herr konnte ihn nach Belieben töten; ja häufig wurden die Sklaven getötet aus keiner andern Ursache, als um den Fischen zur Nahrung zugeworfen zu werden. Auch unsere so viel gepriesenen heidnischen Vorfahren beschäftigten sich lieber mit dem blutigen Kriegshandwerk, mit Jagd und Spiel, als mit Ackerbau; letzteres war vielmehr Aufgabe der Frauen, Greise und Kinder. Ein freier German hielt die Bebauung des Ackers für schändend und verächtlich. Erst durch das Christentum sollte mit diesem heidnischen Hochmüte gebrochen werden. Das Christentum stellte den Grundsatz auf, dass alle Menschen gleich seien, Kinder eines Vaters, Glieder einer Familie. "Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Besonders war es unter andern der Orden der Benediktiner, welcher mit praktischem Beispiele vorgeht, welcher Wälder ausrodete, Sümpfe austrocknete, Wege und Brücken anlegte, Gemüse- und Obstzucht kultivierte und selbst die rauesten und unwirtschaftlichsten Gegenden in ein lachendes Paradies umschuf. Wahrhaft groß und staunenswert sind die Verdienste, die dieser Orden sich um Zivilisation und Kultur erworben hat. Dass er auch heute noch diese Kunst besitzt, bezeugt ihre Niederlassung in Neu-Rorikum in West-Australien. Die Kirche war von jeher bemüht, die Arbeit zu adeln und den Arbeitern ein menschenwürdiges Dasein zu sichern. Sie machte es den Grundherrschaften zur strengen Pflicht, ihre Hofesangehörigen, ihre Leibeigenschaft, ihre Tributpflichtigen als ihres Gleichen, als ihre Mitbrüder zu betrachten und zu behandeln. Die Leibeigenschaft hat sie nie gebilligt, wohl aber tyrannische Unterdrücker mit Exkommunikation und Versagung der kirchlichen Gnaden und Segnungen bestraft. Das alles hat aber nicht verhindert, dass bis auf unsere Tage der Bauer nicht überall diejenige Achtung und Werthschätzung genossen hat, die ihm standesgemäß zukommt. Noch jetzt glaubt mancher Kleinstädter Jemanden einen recht dicken und schweren Schimpfnamen angehängt zu haben, wenn er ihn einen "Bauern" oder "dummen Bauern" an den Kopf werfen kann. Nur keine Erregung! Parlamentarischer Anstand!! Auch verschiedene Reise-Onkels sind in dieser Beziehung Meister im Worte. Wenn es regnet und die Wege sind schmierig: der "schläfrige Bauer" hat's verschuldet! Und wenn "Freund Lasker" zu Pferde steigt, und **durch ein schmutziges Dorf reitet**, so sind seine Rockschoße gespickt mit Liebenswürdigkeiten für die nebenanlaufenden Schulrangen – zur – Kühlung.

II.

Dass der Bauer und der Bauernstand in unsern Tagen allseitig an Ansehen und Achtung gewonnen haben, liegt teils in seiner vermehrten Bildung, teils in seinem vermehrten Wohlstande. Ich weiß wohl, dass Letzteres nicht für alle Teile unseres Kreises und unserer Provinz zutrifft, im Allgemeinen aber ist es so. Kenntnisse und Wohlstand sind die Jakobsleiter, auf welcher der Bauer emporzusteigen und sich die ihm gebührende Stellung und Achtung im Leben zu gewinnen vermag. Wer freilich nicht voran will, Hand und Fuß nicht bewegen mag, der darf sich auch ferner nicht beklagen.

Ein wichtiges Mittel seine Kenntnisse zu bereichern und zu vermehren, findet der Bauersmann in den zahlreichen Schriften, die fast Jedem zu Gebote stehen. Die Presse ist auch in dieser Beziehung ganz außerordentlich wichtig und wirksam. Lokal- und Vereinsblätter, Broschüren und Bücher tragen selbst in die einsamste Hütte, in die entlegenste Wohnung entsprechende Belehrung, sie spornen an zum Nachdenken, zum Versuchen, zum Überlegen. Was der Eine nicht sieht und findet, bemerkt und entdeckt der Andere. Die Wichtigkeit der Presse wird auch von Allen gewürdigt. Privatgenossenschaften, die Verwaltungsbehörde, sowie die Staatsregierung sind redlich bemüht, auf diesem Wege dem Landwirte immer mehr Kenntnisse zu vermitteln; das bezeugen die zahllosen landwirtschaftlichen Vereine und Casinos; es bezeugen dies die landwirtschaftlichen Fortbildungs- und Ackerbauschulen, es bezeugen dieses die Landeskulturgesellschaft, die Provinzialvereine und der Zentralverein deutscher Landwirte in Berlin; Zeugnis hierfür legen ab das Institut der Wanderlehrer, der Bauernverein; ferner die Handwerker-, Forst- und Gewerbeschulen, sowie andere zahllose Vereine. So wichtig und wahr dieses auch ist, so muss doch gesagt werden, dass nur einigen Wenigen diese Vorteile zu genießen, wenig-

tens in größerem Umfange, gestattet ist; der geringe Mann ist aus bekannten Gründen an die Scholle gebunden und meistens allein angewiesen auf sein Vereinsblättchen und die Lokalblätter. Hieraus erhellt, wie ersprießlich es ist, wenn jeder landwirtschaftliche Verein seinen Mitgliedern **zwei** Fachblätter zur Verfügung stellen kann. Dazu kommt, dass nicht selten das weibliche Hauspersonal mit mehr Ausdauer die dargebotenen Schriften liest, als der Hausherr selber. Die Folge davon ist, dass das Gelesene im Familienkreise auch diskutiert wird. Geschieht dieses aber, ist dieses Ziel erreicht, dann ist schon ein Hauptzweck der landwirtschaftlichen Vereine erreicht: nämlich geistige Anregung und Ideenaustausch, Vermehrung und praktische Anwendung landwirtschaftlicher Kenntnisse; das Wilde und Planlose in der Wirtschaft wird bald weichen. Je mehr der Bauer – ich gebrauche diesen Namen mit Vorliebe, eben weil es ein Ehrenname ist – je mehr der Bauer an Kenntnis und Erfahrung zunimmt, desto mehr Achtung wird ihm von seinen Mitmenschen und seinen Standesgenossen entgegengebracht.

Ein fernerer Grund, warum der Bauer an Achtung gewonnen hat, liegt wie schon gesagt, in seinem vermehrten Vermögensstande. Alle Welt weiß, dass Reichtum Ansehen verschafft. Geld regiert die Welt. Wer Geld hat, braucht um Freundschaft nicht zu buhlen, die bleibt nicht aus, wenn es auch gewöhnlich nicht die richtige Sorte ist. Die Vermögensverhältnisse des Bauern haben sich aber tatsächlich dadurch besser gestaltet, seitdem es ihm gestattet war, seine Verbindlichkeiten an Lasten, Zehnten und Diensten durch Ablöse zu regeln. Fast alle Bauerngüter besaßen seit uralter Zeit kein oberstes Eigentums-, sondern nur ein Nutzungsrecht; sie konnten mit ihrem Besitztum nicht nach Belieben schalten und walten, keinen Kauf oder Tausch vornehmen ohne Genehmigung des Grundherrn. Diese Grundherrlichkeit wurde ausgeübt von Adligen, von Klöstern und Hospitälern, von Pfarrkirchen, Kapellen, Schulen, Küstereien und milden Stiftungen. Für den Kreis Olpe war das Frauen-Kloster zu Herford, Regierungsbezirk Minden, der bedeutendste Grundherr. Dieses Kloster wurde zur Zeit des deutschen Kaisers Ludwig des Frommen (814 – 840) gestiftet. Auf welche Art seitens dieser Genossenschaft so bedeutende Grundrechte in unserer Gegend ursprünglich erworben sind, ist mir unbekannt; die Tatsache aber steht fest. Die Anrechte dieses Klosters gingen später über an das Haus Plettenberg, welches bis zum Ende des 15. Jahrh. auch Waldenburg bei Attendorn als Chur-Kölnisches Lehen besaß. Darauf erwarb der Deutsch-Orden diese Besitzungen, verkaufte sie aber 1691 an die Familie von Fürstenberg für 32.000 Thaler. Graf von Fürstenberg-Herdringen ist bis zur Stunde noch Besitzer von Waldenburg-Schnellenberg. Nach einem Lehnbriefe der Äbtissin Margaretha von Gleichen vom 5. Okt. 1450, ausgestellt für Wilhelm von Plettenberg, waren z.B.: aus der Pfarrei Olpe an das Herforder Kloster tributpflichtig 3 Güter in Rodenhard (Rhonard); aus der Pfarrei Wenden 2 Güter zu Gerinchusen (Girkhausen), 1 Gut zu Helenbecke (Hilmicke); 1 Gut zu Schönauwe (Schönau); in Elven (Elben) dat Middelgut, zu Wenden: de Hoff to Wendenn genannt Oeplingen etc.

Wie mannigfaltig und lästig diese auf den Bauerngütern haftenden Abgaben waren, möge ff. Verzeichnis, wie es 1851 regierungsseitig aufgestellt und normiert worden, dartun. (Der Name des Prästanten ist hier gleichgültig.)

a. an Dienstgeld: 26 Sgr. 3 Pfg. 1/12 Gewinngeld von 10 ½ Thlr. = 28 Sgr. 3 Pfg. 1 fettes Schwein, 3 Gänse, 4 Hühner, 1 Pfd. Ingwer.

b. Früchte im Kirchspielsmaß: 2 Malter 5 Viertel 5 Becher Gerste oder 9 Scheffel 13 9/10 Metze à 1 Thlr. 3 Sgr. 5 Pfg. 2 Malter 5 Viertel 5 Becher Roggen oder 9 Scheffel 13 9/10 Metze à 1 Thlr. 14 Sgr. 5 Pfg. 8 Malter Hafer oder 34 Scheffel 14 5/10 Metze à 19 Sgr. 5 Pfg. –

Diese Gefälle wurden im J. 1852 zum 18fachen Betrage ausgekauft zu 1.114 Thlr. 25 Sgr. und 6 Pfg. Dieses eine Beispiel wird genügen, um die Überzeugung zu gewinnen, dass die Bauern von Dazumal ihres Lebens nicht froh werden konnten. Sie mochten sich schinden und plagen nach allen Dimensionen, – sie rackerten sich nur ab für andere Leute. Der Ertrag ihrer Felder musste abgeliefert werden an die Grundherrn; wollten sie selber Brot zu essen haben, so mussten sie die Berge zu Hilfe nehmen, um daselbst ihre Backfrüchte zu ziehen. Dazu kam noch, dass sie zur Zeit der Ernte mit Hausleuten und Pferden eine bestimmte Anzahl Tage auf dem herrschaftlichen Gute die sogenannten Dienst-Tage zu verrichten hatten. Ihre eigenen Früchte mussten sie unterdessen der Ob-

hut von Frau und Kindern und der Gunst des Himmels anvertrauen. Gott sei Dank! ist dieses Verhältnis durch das Ablösegesetz ein anderes geworden.

III.

Schon im vorigen Jahrhundert suchte man vielfach das Verhältnis der Colonen zu ihren Grundherrschaften in der Art umzugestalten, dass man statt der bisherigen Colonatgefälle eine entsprechende Geldrente zahlte, um wenigstens zur Zeit der Ernte freie Hand zu haben, und manchen Laufereien und sonstigen Unannehmlichkeiten entgehen zu sein. Diejenigen Colonen, die ein solches Übereinkommen nicht getroffen oder auch wegen des herrschenden Geldmangels nicht treffen konnten, kamen bei Einführung der Ablöse schlechter weg, weil mittlerweile die Preise gestiegen waren. Dieser Modus, statt der Naturalleistungen eine fest-fixierte Geldsumme zahlen zu dürfen, fand vielfach Eingang in Westfalen, besonders aber in England. In Frankreich wurde ein Antrag auf Ablöse in der Reichsversammlung von 1788 noch lebhaft bekämpft, aber im Revolutionsjahr 1793 am 17. Juli wurde jede Grundherrlichkeit mit einem Schlage ohne irgend eine Vergütung aufgehoben. In Preußen wurde durch mehrere Gesetze in den Jahren 1808 bis 21, und in neuerer Zeit durch das Gesetz vom 2. Mai 1850 die Ablöse geregelt. Es lässt sich nicht leugnen, dass dieses Gesetz ein sehr wohlthätiges zu nennen ist, wohlthätig für die Grundherrschaften, wohlthätig für die Prästationspflichtigen. Denn einmal ist so für beide Theile allen Unannehmlichkeiten und Reibereien ein Ende gemacht, und vor allem ist zweitens der Bauer Herr und Eigentümer seiner Sachen geworden. Ganz gewiss liegt es im Interesse aller Beteiligten, wenn sämtliche Grundrenten, Abgaben und Gefälle, mögen sie Namen haben, wie sie wollen und an wen immer entrichtet werden, zur Ablöse gebracht würden. So gerecht in ihrem Ursprunge und juristisch unanfechtbar diese Gefälle auch sein mögen, so sind sie doch lästig und unfreundlich in ihrer Erfüllung. Möge daher jeder, dessen Mittel es erlauben, darauf bedacht nehmen, sein Gut frank und frei zu machen. "Cumpanie is Lumperie", dieses Stichwort gilt auch hier.

Als Folgerung und Fortsetzung des Ablösegesetzes ist zu betrachten das Gesetz über die Zusammenlegung der Grundstücke: die Verkoppelung. Durch die Verkoppelung, (welche freilich viel Unkosten verursacht, weshalb eine Privat-Verkoppelung, wo Nachbar mit Nachbar sich gütlich verständigt, entschieden vorzuziehen ist) soll es dem Bauern ermöglicht werden, seine zerstreut liegenden Grundstücke zu arrondieren, ordentliche Wirtschaftswege herzurichten, die Grenzfuhren niederzureißen und überhaupt Verbesserungen vorzunehmen. So weit wäre nun alles schön und richtig; indes, "die Bösen sind vertrieben, doch der Böse ist geblieben", sagt Goethe. Die Grundherrlichkeit von Adel, Kirche, Schule etc. sind durch staatliche Gesetzgebung beseitigt, resp. die Beseitigung möglich gemacht, aber die Abgaben sind in anderer Form wieder aufgelebt. Statt vieler Grundherren haben die Landwirte jetzt einen einzigen Grundherrschaft, der das oberste Eigentumsrecht für sich in Anspruch nimmt: der "Racker vom Staat" ist es, wie der Hochselige König Friedrich Wilhelm IV. sich einmal ausgedrückt hat, er ist es, der die Grund- und Gebäude-Steuer in seinen Säckel einsteckt. Diese Steuern sind im Grund genommen nichts anders, als die alten Reallasten. Die früheren Zehnten und grundherrlichen Abgaben dienten vielfach auch zur Unterhaltung von Kirche und Schule und deren Diener, zur Unterstützung der Armen, zur Besoldung von Kommunalbeamten u. dgl. Jetzt hat jede Gemeinde selber für ihre kirchlichen und Schulzwecke aufzukommen, ihre Armen, Blinden, Taubstummen, Korrigenden etc. zu unterhalten, und eine Menge von Kommunalbeamten zu besolden. Ich bitte um Entschuldigung! ich will mich näher erklären. Ich bin nämlich der Ansicht, dass ohne Schädigung von Gemeinde-Interessen einige Kommunalbeamte z.B.: Hirten und Nachtwächter könnten abgeschafft werden. Bezüglich der Waldwärter und Flurschützen möge mir die Bemerkung gestattet sein, dass die öffentliche Verwaltung der Hauberge den 3 Ämtern Olpe, Drolshagen und Wenden jährlich nur 6.553 M. kostet. Vgl. Statistik des Kreises Olpe S. 90 und 285; daselbst heißt es: Für den Kommunal-Oberförster 800 Thlr. Gemäß S. 314 und ff. hat das Amt Wenden für seine acht Waldwärter jährlich aufzubringen 1.371 M.; das Amt Olpe für vier Bedienstete 853 M., zudem hat die Stadt Olpe noch extra für ihren zuständigen Forstschutzbeamten 894 M. und endlich das Amt Drolshagen für seine 4 Waldwärter ein Jahrgehalt von 1.035 M. zu zahlen; macht zusammen obige Summe. Nur die Kreise Wittgenstein und Siegen erfreuen sich ähnlicher Einrichtungen. Ob diese Einrichtung der Haubergsjahrschaften be-

sonders wünschenswert sei, wollen die drei übrigen Ämter im nördlichen Teile unseres Kreises bis zur Stunde nicht begreifen. Wie erklärt sich diese auffällige Teilung im Kreise? Ist dieselbe vielleicht auf die "Bilsteiner Gesetze" zurückzuführen? Eine Aufklärung hierüber, etwa in der 2. Auflage der Statistik, würde jedenfalls erwünscht sein. – Kehren wir nach dieser (hoffentlich nicht unliebsamen) Abschweifung zu unserem Hauptsatze zurück. Also der Staat betrachtet sich als obersten Grundeigentümer. So lange aber eine Gemeinde nur irgendwie prästationsfähig, nicht völlig insolvent ist, wird der Staat zu Kirchen- und Schulzwecken nichts beisteuern. Jede Kommune hat Sorge zu tragen, wie sie selber ihre Bedürfnisse aufbringen könne. Den allermeisten Kommunalverbänden ist kein anderer Ausweg geblieben, als durch Extrazuschläge auf die Grundsteuer ihre Defizits zu decken. Auch noch in anderer Beziehung nimmt der Staat ein oberstes Eigentumsrecht in Anspruch, indem ihm beim Besitzwechsel, in Erbschaftsfällen, 1% überwiesen werden muss. – Da nun der Staat in allen Gemeindeangelegenheiten trotz Kommunalverwaltung gewöhnlich das letzte Wort zu sprechen hat. z.B.: bei Anstellung und Besoldung von Beamten, als Amtmännern, Bürgermeistern, Landräten – und von diesen Beamten verlangt, dass sie ihre Aufgabe im Sinne und Interesse der Behörde lösen, ja nicht selten diese Herrn für rein staatliche Arbeiter in Anspruch nimmt, (Schorlemer-Alst sagt nicht mit Unrecht von den Amtmännern, dass sie die geplagtesten unter allen Beamten seien) so scheint es doch nur eine Forderung der Billigkeit und der ausgleichenden Gerechtigkeit zu sein, wenn der Staat wenigstens **einen Teil der Grund- und Gebäude-Steuer** den Kommunen überweisen wollte. Und dieses große Ziel scheint endlich nach vielem Protestiren und Petitionieren durch Fürst Bismarck und den deutschen Reichstag erreicht zu sein.

IV.

Wie bekannt, hat der Reichstag den Beschluss gefasst, dass die Überschüsse aus den Schutzzöllen, soweit sie nicht zur Deckung des Staatsdefizit zur Verwendung kommen, den einzelnen Staaten resp. Provinzen zur Entlastung sollen überwiesen werden. Die Agrarier – der Brief des Freiherrn von Thüngen an den Fürsten Reichskanzler wird noch im frischen Gedächtnis sein – können mit diesem ersten Erfolge schon zufrieden sein. Sehr erwünscht wäre es, wenn auch im preußischen Abgeordnetenhaus, ähnlich wie im deutschen Reichstage (ich erinnere an die Gruppe der 204) und neuerdings im österreichischen Reichstage, sich ein Agrarier-Club bilden würde, zu dem Zwecke, dass die Landwirte, unbeschadet ihrer sonstigen Parteistellung im Hause, aus ihrer bisherigen Zersplitterung und Passivität heraustreten und mit mehr Nachdruck die landwirtschaftlichen Interessen wahren möchten; auch ließen sich so leichter direkt Anträge zu Gunsten der Landwirtschaft stellen und durchdringen. Trotz eines unverkennbaren Umschwunges in der öffentlichen Meinung zu Gunsten der gedrückten Landwirtschaft, ist die Bahn doch noch keineswegs frei; der Gegner sind noch viele und mächtige. Die Liberalen und Geldaristokraten stemmen sich noch mit aller Gewalt und wollen z.B. von einer Börsen- und Luxussteuer nichts wissen. Für sie gilt der Bauer immer noch als Aschenbrödel, gut genug als "Stimmvieh" und zum Bezahlen, aber mucksen darf er sich nicht. Wenn er einen Notschrei erhebt und Berücksichtigung seiner Interessen fordert, dann heißt es gleich: Halt, Bauer! das verstehst du nicht! Hoffentlich wird die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Landwirte auch auf die staatliche Gesetzgebung an Macht und Einfluss gewinnen werden. Es ist dieses auch der ausdrückliche Wunsch des Reichskanzlers, dass der Bauer aus seiner bescheidenen Gutmütigkeit und des Gewährenlassens heraustrete und seine berechtigten Forderungen auf gesetzlichem Wege geltend mache. Ein schönes Ziel ihres Strebens für unsere Landwirte! Möge darum Jeder das Seinige tun. Besonders sind die landwirtschaftlichen Vereine berufen, etwaige Wünsche und Desiderien ihrem zuständigen Abgeordneten in Petitionen und Beschwerdeschriften zu unterbreiten. Wenn's nicht hilft, so schadet's doch auch nicht. Wer sich nicht rührt und wehrt, darf sich auch über Hiebe nicht beklagen. – Würde es z.B. für die Gemeinde Elspe nicht von Vorteil sein, wenn sie in ihrer Wiesenangelegenheit sich beschwerdeführend an das Abgeordnetenhaus resp. an unsern verehrten Abgeordneten Herrn Peter Reichensperger wenden wollte, damit ihr im Wege der Gesetzgebung zu ihrem Rechte verholfen würde? Der Schaden, den das Kieswasser angerichtet, ist doch zu enorm, und es wäre wahrlich ein Hohn auf die Gerechtigkeit, wenn die Beschädigten nicht völlig schadlos gehalten würden. –

Ein ferneres Mittel für den Bauernstand, um sich entsprechende Geltung und Stellung im Leben zu verschaffen, ist die Assoziation, die Vereinigung seiner Mitglieder. Man könnte unsere Zeit füglich eine Zeit der Genossenschaften nennen. Der landläufige Liberalismus hat zur Zeit seiner Macht alles Bestehende, alle Schranken niedergerissen und dafür dem Lande seine viel gepriesenen Freiheiten beschert. Die Folge dieses Zerstörungswerkes war eine massenhafte Kapitalanhäufung in der Hand weniger, und die Aussaugung der arbeitenden Bevölkerung. Jedermann sah ein und sagte sich, dass es so nicht fortgehen könne, dass es entschieden anders werden müsse. Deshalb hat man notgezwungen sich aufgerafft zur Selbsthilfe, indem die gleichinteressierten Genossen sich verbündeten, um gemeinsam ihre Standesehre und Standesvorteile energisch zu verteidigen und zu fördern. Wo gäbe es wohl heute eine Berufsklasse, die sich nicht schon zu einem Verbande zusammengetan hätte? Zuerst gilt dies von der Arbeiter-Klasse in größeren Städten und Fabrikgegenden; sie haben ihre Kranken- und Unterstützungskassen, ihre Consum-Vereine, die Bergleute ihre Knappschaftskasse. Auch Schneider und Schuster, Kellner und Commis haben ihre eigenen Vereine; sogar Küster und Gerichts-Exekutoren haben durch Einigung unter einander Sorge getragen, um ihre gemeinsamen Interessen besser wahren und eine sorgenfreie Zukunft sich sichern zu können. Die Elementarlehrer haben ihre Witwen-Kassen, und in neuester Zeit haben sogar katholische Geistliche unter sich eine Mobilien-Feuerversicherungs-Gesellschaft gegründet, eine *assecurantia ecclesiastica*. Dieser Verein hat sich bereits in der Erzdiözese Freiburg eingebürgert und bewährt, und wird sich auch in andern Diözesen konstituieren. Die Beiträge sind im Verhältnis zu allen bisherigen Versicherungsgesellschaften kaum nennenswert, was auch bei andern Vereinigungen, wenn ihre Grundlage eine gesunde und die Leitung reell ist, überall der Fall ist, wo die Versicherung auf Gegenseitigkeit beruht. – Ich frage nun, warum bleibt der Bauer allein zurück? Glaubt er, sich selber genügen zu können? Will er allein die Schlaf- und Zipfelmütze über den Ohren behalten, und die Beine sorglos unter den Ofen strecken? Doch halt! Ich weiß, dass an manchen Orten schon ein schöner Anfang gemacht ist: da gibt es Versicherungen für Rindvieh, Pferde, Schweine; man hat Konsumvereine und Darlehnskassen; man ist Mitglied des westfälischen Bauernvereins und partizipiert an billigen Policen der Gladbacher Feuer- und der Norddeutschen Hagel-Versicherung; – doch die Hauptsache für unseren Kreis bleiben

1. die landwirtschaftlichen Vereine, denen alle Bauern geschlossen, Mann für Mann, beitreten sollten und

2. die Bildung von Wiesenbaugenossenschaften. Vermehrte und verbesserte Futterkräuter, und vermehrter Viehbestand, das ist das **einzig richtige Fundament**. Ohne diese Grundlage ist alle Mühe und Plage umsonst.

Wer Bauer sein will, sei es auch ganz und in der rechten Weise. Ist es nicht eine Schande, ein Faustschlag ins Gesicht, wenn man sieht, dass so schöne Wiesenflächen dem neuen Bahnkörper entlang und auch sonst wo, versäuern und versumpfen? Ein trauriger Tatbestand! Weil aber der einzelne Klein-Besitzer selbst beim besten Willen nicht tatkräftig vorgehen kann in der Frage der Be- und Entwässerung, eben weil noch zu viele Neben- und Spliss-Konkurrenten da sind, so bleibt nichts anders übrig, als die Bildung einer Genossenschaft, damit von Vereins Wegen geschehe, was dem Einzelnen unmöglich ist. Herr Ökonomierat Abel in Münster, den die Landeskulturgesellschaft zu ihrem Techniker ausgewählt hat, wird gerne und auch unentgeltlich Weisung und Anleitung geben. Auch werden namhafte Beiträge vom landwirtschaftlichen Ministerium bereitwillig gewährt werden

V.

Das Vereinswesen, das sich immer mehr Bahn bricht, ist gewiss eine schöne Sache, doch glaube ich auch hier vor einem Fehler warnen zu müssen. Es darf nämlich die Meinung nicht aufkommen, dass man dann genug getan habe, wenn man Mitglied dieses oder jenes oder aller im Bezirk existierender Vereine ist und seine Beiträge gewissenhaft entrichtet und über alles mitspricht, o nein; das wäre Torheit und verblendeter Hochmut. Nichts ist gefährlicher, als wenn dem Ökonomen ob seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, über alle Dinge ein Wörtchen mitreden zu können, der Kamm schwillt. Jeder Eigendünkel macht blind und bewirkt, dass man die allergewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln außer Acht lässt. Eine **bewährte Erfahrung soll mit zu Rate gezogen werden**. Die so-

nannten lateinischen Bauern will man nicht allerwärts loben; Onkel Bräsig, dieser alte mecklenburgische Praktikus mag nichts von ihnen wissen und verwünscht sie hin, wo der Pfeffer wächst; er hat ganz Recht. Manches schöne Bauerngut ist verschlickert und verschleudert worden, weil der lateinische Bauer eben kein praktischer Bauer ist. Die naturwissenschaftliche Bildung des Bauern, also die Kenntnis der Tier- und Pflanzenwelt, der Unkräuter und Insekten, der chemischen und mineralischen Bodenbestandteile, der Agrikulturchemie etc. etc. ist an sich nicht zu verwerfen, ist sicherlich sehr lehrreich und interessant, doch dürfte diese Wichtigkeit der Naturwissenschaften in unserer Zeit sehr überschätzt und ein zu großes Gewicht darauf gelegt sein. Wichtiger ist unstreitig die Volkswirtschaftslehre, jene Lehre nämlich, welche Mittel und Wege aussucht, wie einer Gegend nach Lage und Klima am besten ausgeholfen, wie der Wohlstand eines Kreises, einer Provinz, eines Staates, eines ganzen Volkes gehoben werden könne, damit das Volk mit Nahrungssorgen nicht nur nicht zu kämpfen habe, sondern damit es wohlhabend, reich, mächtig und – sagen wir es grade heraus – damit es steuerfähig sei. Steuern müssen nun einmal gezahlt werden; ein ewiger Völkerfriedensbund ist eine Chimäre, und ohne paradiesische Zustände einfach unmöglich. Kein Staat und keine Kommune kann Steuern entbehren, ebenso wenig wie der Magen ohne Speise sich ruhig verhält. Der Volkswirtschaftslehre fällt die Aufgabe zu, nachzuweisen, welche Produkte für eine Gegend sich vorzugsweise zum Anbauen eignen und dass diese geeignetsten Produkte im möglichsten Umfange kultiviert und die Hauptsorge darauf verlegt, damit der Überschuss in andere Gegenden versandt, und so eine nicht versiegende Erwerbsquelle geöffnet werde, mit einem Worte: sie hat nachzuweisen, was exportfähig ist. Und dieses sagen uns mit zuverlässiger Gewissheit die statistischen Nachweise, eine verhältnismäßig noch junge Wissenschaft, welche für die Volkswirtschaftslehre oder die Nationalökonomie unentbehrlich ist. Durch eine richtig geführte Statistik lässt sich der Zustand eines ganzen Volkes mit mathematischer Gewissheit ermitteln, ob Fieberhitze, ob Frostschütteln, oder ein normaler Gesundheitszustand vorhanden ist. So zeigt die preußische Statistik mit ausgestrecktem Zeige-Finger darauf hin, dass gewissen ausländischen Produkten der Eingang ins Reichsgebiet nicht allzu leicht gemacht werden dürfe, damit der Bauer nicht an Erstickung zu Grunde geht, – der Hals könnte ihm sonst zugeschnürt werden – also mäßige Schutzzölle; dagegen sollen im Innern die Verkehrswege als: Straßen, Eisenbahnen, Kanäle, methodisch in einander greifen und möglichst rasch und billig den Versand bewerkstelligen. Auch mit diesen Faktoren hat der Bauer zu rechnen; überhaupt soll er den Bleistift zur Hand haben und fleißig Buch führen, sonst wird er seine Vermögensverhältnisse nicht verbessern, sondern den Krebsgang machen, oder im günstigsten Falle von der Hand in den Mund leben.

Weil nun der Einzelne in seiner Vereinzelung nicht dasjenige zu leisten vermag, was ein Konsortium besser und wohlfeiler herstellen kann, so verweist auch die Volkswirtschaftslehre von selbst wieder hin auf ein **genossenschaftliches** Wirken. Ohne Einheit keine Leistung, ohne Sammlung vielseitiger Kräfte keine Macht. Einheit und Einigkeit macht stark; dieser Grundsatz bewährt sich wie im Kleinen, so auch im Großen. Wirtschaftlich kräftige und gesunde Völker, sind auch mächtig und achtungsgebietend nach Außen und können schon einen kleinen Stoß aushalten.

Es fragt sich nun, gibt es im Kreise Olpe auch exportfähige Artikel? Worauf soll der hiesige Landwirt vorzugsweise sein Augenmerk richten? Sagen wir an erster Stelle auf Schälwald, wo er angebracht ist; aber lässt das Vieh aus den Bergen!! Die Eichen-Strengel und Birkenruten sind schlecht zu verdauen, die Tiere bekommen den Rotlauf. Je weniger die Berge beschädigt werden, desto größer sind die Loheträge. In einer Korrespondenz aus Welschenennest vom vorigen Herbst wurde nachgewiesen, dass Deutschland 8 Millionen Ctr. Lohe jährlich verbrauche, selber aber nur 2 ½ Millionen produziere. Ein schönes Versuchsfeld für die Tätigkeit unserer Bergbewohner, wobei sie sicher nicht in Versuchung geführt werden; denn unsere einheimische Lohe wird immer preiswürdig bleiben.

Die 2. Sorge ist zu verwenden auf Viehzucht, d.h. verbesserte, veredelte Viehzucht; um das zu ermöglichen, müssen die Wiesen trocken gelegt und mit dem Anbau wagner'scher Futterkräuter energisch vorgegangen werden. Man vergesse nicht, dass dies die **erste und notwendigste Grundlage** ist, um zu einem behäbigen Wohlstande zu gelangen.

gen, damit "Schmalhans nicht zu Gaste" sei. – Hiermit in Verbindung steht 3. Sammel-Molkerei. Die nähere Beschreibung bleibe für ein andersmal vorbehalten. Erwähnt sei noch, dass eine solche seit dem 3. Juli dss. Jahres in Eslohe eingerichtet ist, worüber die ganze Gegend des Rühmens voll ist. Die produzierte Butter hat sich auf dem Londoner Markt das Prädikat "**vorzüglich**" erworben. Auch wird am 1. Mai des künftigen Jahres in Fretter eine Molkerei-Genossenschaft ins Leben treten für die Ortschaften Bamenohl, Weringhausen, Deutmecke, Schönholthausen, Ostentrop, Fretter, Schöndelt, Serkenrode und Bausenrode. – Wer wird zuerst nachfolgen?

VI.

Auch der kleinste und geringste Bauersmann muss wenigstens in dem Grade gebildet, mit Fähigkeiten und Kenntnissen ausgerüstet sein, dass er nicht nur im Schreiben und Rechnen fertig ist, er muss auch einen Überschlag zu machen wissen, was bei seinen Arbeiten herauskommt, muss einen geordneten Wirtschaftsplan zu Grunde legen können. Ist er hierzu nicht fähig, wirtschaftet er ins Blaue hinein, dann ist sein Schicksal besiegelt: er ist und bleibt ein Quäler; mit Sorgen legt er sich zur Ruhe, mit Sorgen wird er von seinem Lager sich wieder erheben. Ein trostloses Dasein, ohne Hoffnung und Aussicht auf ein Besserwerden. "Schmale Kost und wenig Geld, das ertrage, wem's gefällt."

Es kommt auch vor, dass man trotz der notwendigen Kenntnisse aus Nachlässigkeit und Trägheit nicht den gewünschten Gebrauch davon macht; nun, diese "Philister" im Bauernkleide sollen nicht ferner beunruhigt werden. Ein anderes Mal sündigt man gegen die bessere Einsicht, weil die Macht der Gewohnheit zu stark und das Beispiel der Umgebung so umstrickend ist, dass man es nicht über sich bringt, vom Althergebrachten sich loszureißen und neue Wege zu betreten. So haben ganz gewiss einige Landwirte die feste Überzeugung, dass beim Roggenbau wenig oder unter Umständen gar nichts herauskommt, und dennoch nimmt man eine Änderung nicht vor. Oft genug hat der Wanderlehrer Wagner darauf hingewiesen und auch nachgewiesen, dass beim Körnerbau für unsere Gegend nicht viel herauskommen könne, und dass wir unsern Bedarf billiger und auch besserer Qualität von andern Gegenden beziehen können, als wir selber zu produzieren im Stande sind. England ist uns hier mit gutem Beispiele vorgegangen; 83% seiner Grundstücke sind in Weide gelegt und nur 17% dem Körnerbau reserviert. Herr Wagner dringt mit allem Nachdruck darauf, dass doch auch wir im Sauerlande den Körnerbau einschränken möchten. Wie sehr dieses für unsern Kreis zutrifft, bezeugt die Kreis-Statistik. S. 72 heißt es: "Bei der vorherrschenden schwachen Ackerkrume wintert der Roggen sehr leicht aus, und leidet selbst nach glücklich überstandnem Winter noch häufig durch Frühjahrsfröste erheblichen Abbruch. Die Produktion von Roggen deckt den Bedarf **bei Weitem nicht; mehr als die Hälfte** der Konsumtion wird vom Rhein, vom Hellweg und aus den Gegenden der Wetterau importiert." – Es wird wohl niemand wagen, diesem Ausspruche Wahrheit und Glaubwürdigkeit abzusprechen; es ist leider die volle Wahrheit. Der Kreis Olpe und Waldbröl können sich in diesem Punkte die Hand reichen; in Bezug auf Höhenlage, Bodenbeschaffenheit und Klima sind beide stiefmütterlich weggekommen. Jedoch muss auch gesagt werden, dass die Erträge in den meisten Fällen sich höher gestalten würden, wenn man die Grundstücke **besser bearbeiten** wollte. Die Bearbeitung ist nicht selten eine ungemein mangelhafte; dem Lande wird Pflug und Egge nur eben gezeigt, und fertig ist man. Dieses hat vielfach seinen Grund darin, dass man dem baren Verdienste nachgeht, resp. dazu gezwungen ist, sodann dass es an Zugkraft und den erforderlichen Ackergerätschaften fehlt. So lange der Bauer nicht in der Lage ist, etwas in seine Wirtschaft hineinzustecken, so lange der Feldbau der unerfahrenen und schwachen Hand von Frau und Kindern überlassen bleibt, solange man nicht zur Sommerbrache übergeht, kurz, so lange es an allem Notwendigen fehlt, bin ich mit dem Herrn Wagner ganz entschieden derselben Meinung. Man möge also **vorläufig** fortfahren, die Hauberge mit Roggen zu besäen, aber in der Feldflur sollte unter den obwaltenden Verhältnissen der Roggenbau nur Ausnahme sein. Man braucht es mir nicht erst zu sagen, dass diese meine Ansicht möglicherweise nur von sehr Wenigen geteilt werde, hingegen von der größeren Mehrzahl mit Lächeln und bedenklichem Kopfschütteln aufgenommen wird, – ich weiß das recht wohl, ich habe zwei gesunde Augen. Um nun meiner aufgestellten Behauptung Beweiskraft zu geben, bitte ich, ff. Berechnung sich näher ansehen zu wollen. Zuvörderst bemerke ich noch, dass die Bestellungskosten von 1 Morgen

Roggen mit möglichster Genauigkeit und nach ortsüblichen Preisen notiert sind; ich nehme an, dass sämtliche Arbeiten durch fremde Leute bei Selbstbeköstigung vollführt werden. Also – wir haben 1 Morgen oder 7 Viertelscheid, die zur Sommerbrache hergerichtet werden sollen.

Im Frühjahr wird das Land zum 1. Mal gepflügt, macht für den einen Tag	= M.	6,00
Nach 3 – 4 Wochen wird die Brache ½ Tag tüchtig geeget	= M.	3,00
Später ein 2. Mal geeget	= M.	3,00
Im August wird 2 Tage Stalldünger ausgefahren	= M.	12,00

Ich nehme an, dass bei nicht zu ungünstiger Lage 15 mal im Tage gefahren werden kann, und das jede Fuhr 10 Ctr. guten Dünger enthält; somit kommen auf den Morgen netto 300 Ctr. Die Fuhr Dünger mag immerhin 2 M. wert sein. Da nun meistens angenommen wird, dass nur 1/3 des Dungwertes direkt dem Roggen zu Gute komme, die übrigen 2/3 dagegen der Nachfrucht im 2. und 3.

Jahre, so kommen hiernach für den Roggen an Düngewert in Ansatz	= M.	20,00
Für das Aufladen des Düngers 2 Tage, und Ausbreiten desselben		
dto. 2 Tage	= M.	6,00
Für Unterpflügen und Einharken des Düngers 1 Tag	= M.	6,50
1 Scheffel guten Saatroggen	= M.	7,50
Für Eggen, Säen (Anfangs Sept.) und nochmaliges Eggen ½ Tag	= M.	3,00
Für Schneiden, Binden und Aufsetzen des Roggen (Akkord) 1 Tag	= M.	3,00
Für Nachhause fahren (2 Fuhren), für das Personal, das beim Auf- und Abladen erforderlich ist	= M.	2,50
Für Dreschen und Reinigen	= M.	10,00
		<u>M. 82,50</u>

Macht an Auslagen: M. 82,50

Wenn wir eine schöne Mittelernte annehmen, so dürften auf diesem

1 Morgen 9 Scheffel gewachsen sein, à Scheffel 7 M.	= M.	63,00
Auf jeden Scheffel nimmt man 2 Ctr. Stroh an, à Ctr. 2 M.	= M.	36,00
	Macht an Ertrag:	M. 99,00

Davon gehen die Auslagen ab: 82,50

bleibt Rest: M. 16,50

Runden wir die Summe ab, und sagen 20 M. Diese 20 M. sind die Erträge **von 2 Jahren**. Und von solchen Erträgen sollen Steuern und Umlagen bezahlt, Frau und Kinder ernährt, und etwaiges Dienstpersonal bezahlt werden? Das ist doch offenbar eine zu kärgliche Rente! Bei solch winzigen Erträgen muss dem Landwirte alle Lebenslust vergehen, und ist es wahrhaftig zu begreifen, wenn sein Angesicht in tiefe Falten und Furchen gelegt ist, aus denen Sorge und Kümmernisse nur zu deutlich abgelesen werden können. Wenn zur Weihnachtszeit bei Vielen die Backfrucht schon aufgezehrt ist, dann erhält für die kommenden Monate die Frage des Evangeliums einen furchtbaren Hintergrund: "Woher sollen wir Brot nehmen, dass diese zu essen haben? – Was ist das unter so Viele?"

Gibt es denn keinen Ausweg? Antwort: Ja! Hilf dir selbst, so wird Gott weiter helfen. Nächstens das Weitere.

VII.

Gewiss wird mancher Bauer bedenklich und halb ärgerlich zu sich selbst gesagt haben: Was soll es denn geben, wenn wir keinen Roggen mehr säen sollen? Das ist doch ein schlechter Rat, immer und immer Geld ausgeben zu müssen? Ich entgegne: Braucht man denn bei jetziger Wirtschaftsmethode kein bares Geld auszugeben, sei es für Roggen, sei es für fertiges Brot? Ganz gewiss, und zwar viel Geld muss zum Kaufmann, zum Bäcker gebracht werden; ob ich nun in der Folge noch ein paar Mark hinzulege, wenn ich nur anderweitig dafür Ersatz und zwar reichlichen Ersatz habe, dann dürfte doch wohl kein schlechtes Geschäft gemacht sein. Gewiss wird Jeder gern dabei sein wollen, wenn etwas verdient werden kann. Nun gut! Um unsere Verhältnisse zu verbessern, geht mein Rath zunächst dahin:

1. **Man säe fortan Sommerweizen**; denn wo Hafer **gut** fortkommt, da wächst auch Sommerweizen; zudem liebt diese Fruchtart mäßig nassen Boden, ist also für unsere Gegend ganz angepasst. Auch ist die Behandlung ganz genau dieselbe, wie beim Hafer. Vor Auswintern braucht man nicht zu fürchten, es ist ja eine Sommerfrucht. Die Körner liefern ein schön weißes, wohlschmeckendes, poröses, semmelartiges Brot, das Niemand verachten wird. Alle diejenigen, die mit dem Anbau von Sommerweizen vorgegangen sind, sind außerordentlich damit zufrieden; 1 Scheffel Aussaat lieferte 15 Scheffel Ertrag; Andere behaupten, sogar einen 20fachen Ertrag gehabt zu haben. Bemerkt sei noch, dass das Land nicht neu gedüngt zu werden braucht, wenn es sonst nur in mäßig gutem Zustande ist; frischer Stalldünger soll dem Weizen nicht besonders zusagen. Ein Kartoffel- oder Gemüseland eignet sich vorzugsweise zur Ansaat des Sommerweizens und gibt, wie schon gesagt, eine ganz rentable Nachfrucht. Vor allem aber sage ich,
2. und darauf lege ich noch mehr Gewicht, – **man verlege sich mehr auf Kartoffelbau**, aber nicht auf einen solchen, wie er bisher im Kreise üblich war. Denn diese Art und Weise lässt Säcke und Keller leer und wird wohl hoffentlich im letzten nass-kalten Sommer für immer den Todesstoß bekommen haben. Die Erträge der letzten Kartoffelernte sind unter aller Kritik erbärmlich und schlecht ausgefallen, und ist es nicht zu verwundern, wenn der Entschluss kund gegeben wurde, keine Kartoffel mehr pflanzen zu wollen, sondern sich dieselben im Herbst durch die Bahn kommen zu lassen. Beispielsweise hatte ein Besitzer auf einer Fläche von 1 ½ Morgen vielleicht 3.000 Pfd. bekommen; ein Anderer bietet seinem Nachbar den ganzen Ertrag an unter der Bedingung, dass er das Land rein stelle. Um anderweitige noch grellere Proben braucht man nicht verlegen zu sein; hie und da will man nur die Hälfte des Pflanzgutes zurückerhalten haben. Wenn dieses auch jedenfalls stark übertrieben sein wird, so kennzeichnet es doch die Lage. Man weiß Bescheid.

Ich habe schon öfter Gelegenheit gehabt, mit heimatlichen Landwirten über Kartoffelbau zu sprechen, doch fast jedesmal wurde dieses Kapitel, soweit es der Anstand nicht verbot, kurzer Hand mit der Bemerkung abgebrochen: Sie haben gut sprechen! Was anderswo geht, geht hier nicht. Unser Boden ist zu nass und kalt, er ist zum Kartoffelbau nicht geeignet. – Diese Sprache ließ an Verständlichkeit nichts zu wünschen übrig: "*habeat sibi*, ich hatte ihm schon." – Ich gebe zu, dass der Boden nass und kalt ist, oder wie es in der Statistik S. 14 heißt: nass und sauer; aber dass er einen Kartoffelbau nicht aufkommen lasse, das kann ich nicht zugeben. Diese Behauptung widerlegt sich auch dadurch, dass schon die schönsten und ergiebigsten Kartoffelernten dagewesen sind, und zwar noch vor etlichen Jahren, wo jede Haushaltung mit diesem unentbehrlichen Nahrungsmittel reichlich versorgt war. Wenn die Jahre günstig sind, wenn ein warmer und trockener Sommer einfällt, dann gedeiht auch die Kartoffel. Ganz natürlich! Denn die Kartoffel ist eine Kalipflanze und unser Boden ist reich an Kali; also, wenn sonst alles in Ordnung ist, wird es schon Kartoffeln geben. Wenn aber ein nass-kalter Sommer eintritt wie von Anno [18]79, dann freilich sieht's so aus. Aber – so frage ich – gibt es denn keine Auswege, kein Gegenmittel, um solche ungünstige klimatische Verhältnisse auf ein Geringes zurückzuführen, sie gewissermaßen unschädlich zu machen? Ich antworte Ja! Man höre nur auf, die Kartoffel **in die Erde** und so entsetzlich nahe bei einander zu pflanzen, damit Luft und Licht und Wärme freien Zutritt haben. Man höre auf, in der bisherigen Weise die Kartoffel zu behäufeln; denn diese kleinen viereckigen Vertiefungen, diese Rauten und Caros die Kreuz und Quer, hin und her, sie scheinen nur gemacht zu sein, um das Wasser anzusammeln und festzuhalten. Die Kartoffel liegt faktisch im Wasser; sie muss ja versaufen, wie Pharao im Roten Meere. **Der** Standpunkt kann ihr unmöglich behagen; wenn sie reden könnte, würde sie ein bekanntes Studentenlied mit einstimmen:

"Mit Wasser bleibt mir ferne
Das hab' ich gar nicht gerne.
Wasser mag ich im Schuh nicht haben,
Mit Wasser soll ich den Mund mir laben?"

Stattdessen sei meinen lieben Landsleuten ein Kartoffelbau eindringlichst empfohlen, wie er schon **über 30 Jahre** lang im Amte Serkenrode in Übung ist. Daselbst werden die Kartoffeln nur auf die Erde gepflanzt in Reihen, die 22 Zoll voneinander entfernt sind, und in jeder Reihe liegen die Pflänzlinge 12 – 15 Zoll auseinander. Auch wählt man nicht zu kleines Pflanzmaterial und schneidet keine Stücke, denn die Erfahrung hat bestätigt, dass kräftige und nicht zerschnittene Kartoffeln die besten Erträge lieferten. In den Ortschaften Lenhausen, Schönholthausen, Ostentrop, Deutmecke, Fretter, Serkenrode usw. werden viel Kartoffeln gezogen, so zwar, dass nach gemachten Ermittlungen, die uns amtlich gelten dürfen, durchschnittlich jährlich 25 Waggon verkauft werden. Wegen dieses erheblichen Exporthandels ist die Gegend nach und nach in Ruf gekommen, so dass Auswärtige die gelegentliche Bemerkung machen: "Das muss wohl eine gute Kartoffelgegend sein?" Es soll dies keineswegs geleugnet werden, aber es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, dass andere Gegenden für den Kartoffelbau nicht auch geeignet wären. In der Wagner'schen Broschüre: "Der Futterbau im Sauerlande" heißt es S. 17: "Die Kartoffel liefert den sichersten Ertrag auf völlig ausgeraubten Äckern, wenn ihr die nötige Phosphorsäure und Stickstoff zugeführt werden." Phosphorsäure und Stickstoff werden am leichtesten zugeführt durch Guano und Knochenmehl. Diese beiden Kunstdünger werden fast nur angewendet, also kein Stalldünger, und auch kein Superphosphat mehr; davon ist man abgekommen. Ich habe früher schon gelegentlich bemerkt, dass der Serkenroder Verein jährlich für 5 – 7.000 Thlr. Kunstdünger ankauft. Früher wurde viel Superphosphat verwendet; indes, hätte man von Anfang an statt dessen Knochenmehl dem Lande gegeben, so würden die Äcker weit besser in Kraft sein und jede Nachfrucht sichern, also, wie ich oben gesagt habe, den Sommerweizen. Guano und Knochenmehl werden durcheinander gemischt, so dass 1/3 oder 1/6 Guano, und 2/3 oder 5/6 Knochenmehl zur Verwendung kommen. Je mehr Kunstdünger gebraucht wird, desto sicherer der Erfolg.

VIII.

Wie ergiebig und lohnend der Kartoffelbau ist, möge noch ein anderes Beispiel zeigen. Ein Herr B. in L. pflanzt jährlich ungefähr 7 Morgen Kartoffeln (50 Viertelscheid). Zu diesem Zwecke werden für 80 – 100 M. Kunstdünger gekauft. (N.B. Die Erfahrung lehrt, dass die Kartoffel an Kunstdünger besser gerät und weit schmackhafter wird, als an Stalldünger; zudem würde der Stalldünger an der Bearbeitung des Landes etwas hinderlich sein. Man kann ja auch den Stalldünger schon anderweitig verwerten, z.B. zu Hackfrucht, Runkeln und Kohlrabi, zu Gerste und Gerstkorn und zu Futterbau.) – Nach Abzug aller Unkosten und Auslagen, und ohne den eigenen Verbrauch im Haushalte in Anrechnung zu bringen, hat genannter Herr schon in einem Jahre 400 M. netto herausgeschlagen. Natürlich sind solche Resultate nicht überall zu erwarten; die betreffenden Ländereien haben Boden 1. und 2. Klasse; was aber auch nicht verschwiegen werden darf, ist dieses: die Bearbeitung lässt nichts zu wünschen übrig. Einmal sogar wurden von 1 Morgen 160 Ctr. gewonnen. Wenn dieses auch Ringeltauben sind, wie man zu sagen pflegt, so ersieht man doch, was bei richtiger Behandlung und Bearbeitung möglich zu machen ist. Wenn man hiergegen den Roggenbau vergleicht, so müsste man doch sein eigener Betrüger sein, wenn man sich ferner damit herumquälen wollte und besonders, wenn es Kartoffelroggen ist, wie er so vielfach in Anwendung kommt. Dieser Roggen, der oft erst im November fix und fertig wird, kann begreiflicher Weise nicht besonders gegen Auswintern geschützt sein, weil selten eine rechte Bestockung vorher erfolgen wird. Die Erträge vom Kartoffel-Roggen stellen sich daher auch geringer heraus, als die unter Nr. VI. dieser "Plaudereien" nachgewiesenen. Hoffentlich wird der Eine oder Andere zu heilsamen Entschlüssen kommen, und seinen Nachbarn mit gutem Beispiele vorgehen, und sich auf Kartoffelbau und Sommerweizen verlegen. Das Beispiel tut bekanntlich sehr viel, und doch muss ich sagen, dass auch das praktische, beste Beispiel oft ein Prediger in der Wüste ist. Ich habe nämlich die auffällige Beobachtung gemacht, dass die Methode, die Kartoffel **auf** die Erde zu pflanzen, wie sie seit Jahren im Amte Serkenrode mit Erfolg praktiziert wird, in den anstoßenden und benachbarten Gemeinden des Kreises Olpe sowohl, wie der Kreise Meschede und Arnsberg noch so wenig Nachahmung gefunden hat. Nur hie und da, aber ganz vereinzelt, in Heggen, Helden, Elspe etc. hat man sich angeschlossen und steht sich – gut dabei. Es ist diese Tatsache ein Beweis, wie fest und zähe der Bauer an alten Gewohnheiten festhält. So lobenswert in gewissen Beziehungen diese Eigentümlichkeit auch sein mag, so ist es doch keineswegs zu empfehlen, gegen vernünft-

tige und ersichtliche Fortschritte auf dem Gebiete der Landwirtschaft mit verschränkten Armen sich entgegenzustellen. Ein gewisser natürlicher Menschenverstand, wie man zu sagen pflegt, lässt dieses System schon auf den ersten Blick als richtig erkennen.

In Nr. 91 dss. Bl. lese ich einen Aufsatz über Kartoffelbau. Derselbe hat mir eine unerwartet große Freude bereitet, einmal, weil ich daraus abnehmen kann, dass ich nicht vereinzelt dastehe, sondern dass auch noch andere für diese äußerst wichtige Frage, die in Wahrheit zu einer Lebensfrage geworden ist, in die Schranken treten und ihren Berufsgenossen hilfreiche Hand bieten; sodann hat der erwähnte Aufsatz mir meine Arbeit bedeutend erleichtert. Besten Dank! Der Herr Verfasser wird gütigst erlauben, wenn ich das Gegebene verwerte, und es andererseits mir nicht verargen, wenn ich einiges Ungenaue richtig stelle, wie folgt:

1. Das Anhäufeln mit einem enger oder weiter stellbaren Häufelpflug geschieht nicht 1 – 2-mal, sondern unter Umständen, wenn sich wieder Unkraut zeigt, 3 – 4-mal. Die Arbeit ist immer rasch vollendet; in Zeit von 2 Stunden kann 1 Morgen mit einem Zugtiere, das ganz bequem zwischen den Reihen gehen kann, fertig gestellt werden.

2. Man hüte sich, dass man bei Anhängen die Linien bergab zieht; bei starken Regengüssen könnte sonst die beste Erde weggefegt, und die Pflanzkartoffel ausgehoben werden. Wenn sich auch Wasser in den Reihen ansammelt, bei ihrer großen Entfernung von einander werden Wind und Sonne schon ihren Dienst leisten. – In dem Falle, dass die Linien bergab oder scharf schräg gezogen werden, muss natürlich Handarbeit eintreten.

3. Diese Methode ist nicht erst vor 10, 12 Jahren erfunden worden, sondern besteht wie schon gesagt über 30 Jahre lang. Der Erfinder ist der ehemalige Elementarlehrer Theodor Selle aus Fretter, der Ende der 60er Jahre zu Attendorn im Hospital gestorben ist. Schon in den 40er Jahren, wo derselbe Hilfslehrer bei dem damaligen Schulvikar Johannes Rump war, hatte Selle auf genannte Art Kartoffeln gepflanzt, und seit jener Zeit hat seine Erfindung so ganz langsam und allmählich im Bezirke Aufnahme gefunden; die glänzenden Resultate waren die Bahnbrecher.

4. Die empfohlene Kartoffelsorte wird Viktoria genannt. Allerdings hat sich dieselbe unter diesem Namen eingebürgert, ihr rechter und eigentlicher Name ist aber **Sieberhäuser**; beide sind also identisch. Die Entfernung von 10 – 11 Zoll dürfte etwas gering sein; bei kleinem Pflanzmaterial und Schnittkartoffeln mag es zutreffen, wird aber eine kräftige Pflanzkartoffel gewählt, dann will sie auch einen ihrer Entwicklung entsprechenden Raum von 12 – 15 Zoll haben. Wie beim Säen der Körner, so ist es auch beim Pflanzen der Kartoffeln Verschwendung, wenn die Aussaat zu voll geschieht. Hat eine Pflanze nicht den nötigen Raum, so muss sie verkümmern und verkrüppeln; macht der Schuster die Schuhe zu enge, so gibt es krumme Zehen und – die lästigen Hühneraugen. Es hält außerordentlich schwer, besonders die Frauleute zu vermögen, dass sie weit genug auseinanderpflanzen, es muss aber durchgegriffen werden, eine zu große Nachsicht rächt sich im Herbst durch geringere Erträge. Wenn auch anfangs die Kartoffeln anscheinend zu weit auseinanderstehen (22 Zoll Reihentfernung und 15 Zoll Pflanzenentfernung), im Laufe des Sommers schließt sich das ganze Feld und gewährt einen erfreulichen trostreichen Anblick.

Durch diesen schwunghaften Kartoffelbau hat die Gegend offenbar einen großen Vorsprung gewonnen, der sich so leicht nicht wird einholen lassen. Die Händler und Verkäufer aus Essen, Bochum, Hagen, Iserlohn, Plettenberg, Siegen etc. werden zweifelsohne ihre bisherige Kursrichtung nicht ändern. Auch sei noch erwähnt, dass vor 30, 40 Jahren die betreffenden Ortschaften an vielen ähnlichen Kalamitäten zu leiden hatten, wie augenblicklich manche Bezirke des Kreises Olpe; die Aufbesserung ist zum nichtgeringsten Teile dem Kartoffelbau zuzuschreiben. Hoffentlich werden diese Zeiten nicht verfehlen, auch in der Heimat zu einem lebhaften Wettstreite aufzumuntern.

IX.

Es wird gewiss erwünscht sein, noch etwas zu vernehmen über die Behandlung des Kartoffellandes und die einschlägigen Arbeiten, sowie über die Handwerkszeuge die dabei Anwendung finden. Das zum Kartoffelbau bestimmte Land wird im Herbst gepflügt, damit dasselbe durch Frost und Regen mürbe gemacht und locker wird. Gewöhnlich ist dieses Herbstpflügen nur ein leichtes Schälen des Stoppellandes, damit noch eine ordentliche

Gare eintrete. Im Frühjahre wird geeget, tiefer gepflügt und die Egge nicht gespart. Hierauf wird (wenn nicht erst die Walze gebraucht wird) der Marqueur zur Hand genommen und Striche und Linien gezogen. Dieser Marqueur, eine große Harke, ist in Nr. 91 dss. Bl. schon näher beschrieben. Es können zwei Sorten zur Anwendung kommen; der eine sei genannt: einfacher oder gewöhnlicher Marqueur mit herumgenieteteten Eisenzinken und kostet 3 M. (Harken mit Holzzapfen sind hier nicht im Gebrauch); beim zweiten sind die 7 ½ Zoll langen rückwärtsgebogenen Spaten oder Flügel-Zinken in den Balken festgeschroben. (5 M.) Der letzte ist wohl etwas schwer, aber er lässt sich durch Steine oder sonstige Hindernisse nicht so leicht aus seiner Richtung herausdrängen, so dass die Linien möglichst in grader Richtung bleiben, was die spätere Bearbeitung namentlich mit Zugtieren erleichtert. Auf diese markierten Linien werden die Kartoffeln gelegt, Kunstdünger dabei gestreut und etwa 2 Zoll Erde darüber gezogen, entweder mit dem Häufelpflug oder mit einer leichten Kartoffelhacke. Nach ungefähr 2 - 3 Wochen wird mit der Kartoffelhacke auch von der andern Seite dasselbe Geschäft in derselben Weise besorgt. In einigen Ortschaften wird während dieser Zeit die Kartoffelegge benutzt, um nochmals den Boden zu lockern und das Unkraut unschädlich zu machen; wieder andere nehmen den Untergrundspflug, um denselben Zweck zu erreichen und den Boden bis in die Tiefe hinein aufzuwühlen. Wem diese beiden Instrumente nicht zur Verfügung stehen, der mache sich deshalb keine Sorge, sondern bleibe nur bei seiner Kartoffelhacke; die Handarbeit ist in jedem Falle gut genug, es kann alles und überall mit der nötigen Umsicht und Sorgfalt vorgenommen werden. Ist das Kartoffelkraut einige Zoll über dem Boden, so wird zum 3. mal die Hacke gegriffen und mehr aus der Tiefe heraufgeholt, Quecken und Unkraut werden herausgenommen, nach rückwärts in die Furchen geworfen, oder die Wurzeln nach oben und den Kopf nach unten an die Böschung angelegt damit rasches Absterben erfolge. Nach ungefähr 3 Wochen geschieht dasselbe nochmals und die Hackarbeiten sind beendet. Wo Zugkraft in Anwendung kommt, geschieht dieses alles sehr rasch durch den stellbaren Häufelpflug. Sobald die Pflanze Seitenwurzeln treibt, wird jede Arbeit eingestellt, und höchstens nur mit der Hand das Unkraut ausgezogen.

Zur Bewältigung des Unkrautes kann man sich auch zweier Instrumente bedienen, welche eine Erfindung von Fretter sind, nämlich

- 1. des geschlossenen, sichelförmigen Halbmondes.** Wie die Sichel nach innen scharf ist, so liegt bei diesem Instrumente die Schneide nach außen. Es hat sonst dieselbe Vorrichtung, wie der Häufelpflug und wird gleich diesem von einem Zugtiere durch die Reihen gezogen. Preis 11. M.
- 2. Der geöffnete Halbmond,** es sind zwei Messer einander gegenüber gestellt, ähnlich als wenn ich die beiden Zeigefinger in gebogener Richtung gegeneinander halte; zwischen den beiden Messern läuft das vorgestreckte Schar. Durch diese Vorrichtung wird ein doppelter Zweck erreicht: Zerstörung des Unkrautes und Lockerung des Untergrundes. Preis 15. M.

Da ich nun einmal am Notieren bin, so sei noch bemerkt, dass

1. der einfache Häufelpflug mit gewöhnlichem Schar in Ostentrop und Fretter zu 15. M. fertiggestellt werden.
2. Ein Häufelpflug mit breitem Schar kostet 20. M.
3. Eine Kartoffelegge gewöhnlicher Sorte mit viereckigen Zinken wie an den gewöhnlichen eisernen Eggen = 11. M.
4. Eine Kartoffelegge, bei welcher die Zinken in den Balken geschroben werden = 15. M.
5. Gewöhnlicher Risshaken (aber nicht Ritzhaken, wie einige Auktionskommissare in serieren lassen) = 9. M.
6. Ein Risshaken mit Untergrundsvorrichtung = 15. M.

Sehen wir nun schließlich noch zu, wie hoch sich die Bestellungskosten für 1 Morgen mit Kartoffeln belaufen. Es wird auch diesmal angenommen, dass alle Arbeiten durch fremde Leute bei deren eigener Kost besorgt werden. Die Kostenansätze werden absichtlich etwas hoch genommen.

Im Herbst 1 Tag pflügen	=M. 6.00
Im Frühjahr eggen und nochmals pflügen	=M. 6.00
Für tüchtiges Durcheggen, Heranfahen der Pflanzkartoffeln und Rillenziehen	=M. 6.00
Für Legen der Kartoffeln, Ausstreuen des Kunstdüngers, Anhäufeln mit der Hacke (vier Frauenspersonen können bequem in 1 Tage fertig werden)	=M. 5.00
An Kunstdünger 1 Sack Guano und 2 Sack Knochenmehl	=M. 45.00
800 Pfd. Pflanzkartoffeln	=M. 24.00
Für sämtliche Arbeiten in der Zwischenzeit als: Häufeln, sei es mit der Hacke oder durch Zugthiere mit den vorhergenannten Instrumenten, für Jäten etc. hochgerechnet	=M. 10.00
Im Herbst für Ausmachen vermittelst Kartoffelegge und Krail (Zinkenhacke oder Karst), für Auflesen, Einsacken, Abeggen, Nachhause fahren, Einkellern	=M. 15.00
	<u>=M. 117.00</u>
<u>Summa</u>	<u>=M. 117.00</u>

Da bei guter Düngung und Bearbeitung, wie aus Vorstehendem ersichtlich, bei Verwendung von gutem Pflanzmaterial, und sagen wir noch, wenn keine schädlichen und zerstörenden Elementarereignisse eintreten, da unter den angenommenen Verhältnissen mit Sicherheit auf guten Ertrag zu rechnen ist, so sind 80 Ctr. pro Morgen durchschnittlich nicht zu hoch gegriffen. Rechnen wir den Ctr. zu 2 M. 50, so erhalten wir einen Wert von 200 M., mithin einen Reingewinn von 83 M. oder nahezu 30 Thlr., also 24 Thlr. mehr, als ein Roggenland in 2 Jahren einbringt. 30 Thlr. in einem Zeitraum von 7 Monaten!! – Wer im Frühjahr kein Geld hat, um sich Kunstdünger anzuschaffen, der möge nur getrost dem Gläubiger 6% verschreiben, dann aber, nach erfolgter Ernte aus dem Erlös seine kontrahierten Schulden wieder decken. Ein Kaufmann macht sich nichts daraus, wenn er zur Vergrößerung seines Geschäftes leihen muss; der Bauer aber, er lässt sich nur schwer hierzu bestimmen, und stellt sich dann noch wie ein armer Sünder. Es ist kurios: Bauernstolz und Mangel an Selbstbewusstsein sind alle beide nichts wert.

Hiermit sei das Kapitel über Kartoffelbau geschlossen. Nächstens ein anderes.

X.

In einem der früheren Artikel haben wir gesehen, wie durch das Ablösegesetz die bisherigen Colonen zu freien Eigentümern ihrer unterhabenden Grundstücke geworden sind. Es war ihnen diese Gesetzwohlthat zu gönnen und der Titel noch obendrein: wir sind **frei**, wir sind **freie** Bauern. Das Wort Freiheit hat einen eigentümlichen Reiz, hat viel Verlockendes. Es ist auch ganz natürlich, dass jeder Mensch nach Freiheit und Selbständigkeit ringt; ein jeder trägt das Bedürfniss in sich, glücklich zu sein. Leider führt aber nicht jeder Weg zum Glücke. So birgt auch die neue Freiheit, welche dem Bauer durch die Ablöse zu Teil geworden ist, große Gefahren in sich und zwar von doppelter Seite her, von Seiten der freien Bauern sowohl, als besonders auch von Seite derjenigen, die diese junge Freiheit durch Schliche und Kniffe auszubeuten verstehen. Ich komme später darauf zurück. Sehen wir uns zum besseren Verständnisse das frühere oder besser gesagt, das ursprüngliche Verhältnis zwischen Gutsherrn und Colonen etwas näher an.

Die Gutsherren waren ursprünglich die eigentlichen und alleinigen Besitzer jener Güter, die später den Namen Colonat-Güter erhielten. Der Grundherr, zumeist der adelige Kriegsherr, der Eroberer oder auch Kaufherr eines Guts-Komplexes suchte von seinen Gütern den möglichsten Nutzen zu ziehen; weil er selbst nicht alles bewirtschaften konnte, deshalb überwies er einen Teil seinen Söldnern, seinen Knechten und Tagelöhnern, oder auch anderen eingewanderten oder zugezogenen Personen, ließ ihnen die nötige Wohnung aufführen und gab ihnen die Weisung: So, hier sollt ihr in aller Ruhe wohnen und leben können; benutzet diesen Acker, um demselben das tägliche Brot zu entringen. Dafür verlange ich, dass ihr mir von den Erträgen den Zehnten, überhaupt bestimmte Fälle abliefern. Ich dagegen verspreche euch, in allen Gefährnissen des Lebens, gegen Angriffe von Landstreichern und Raubrittern euch zu schützen, und auf euer Wohlergehen

Bedacht zu nehmen. Wenn ihr diesen Verpflichtungen nachkommt, dann sollt ihr unangefochten in eurem neuen Heim wohnen, sollt niemals davon vertrieben werden können. Vater und Sohn sollen in ununterbrochener Reihenfolge auf dem Gute wirtschaften, die Bande der Familie und die angeborene Liebe zur Sohlstätte sollen nicht zerrissen, nicht gelockert werden. Jedesmal aber, wenn das Gut vom Vater auf den Sohn übergeht, verlange ich eine Extraabgabe zur Anerkennung meines Eigentumsrechtes; wenn euer Stamm ausstirbt, erst dann soll mir von neuem das volle Verfügungsrecht zustehen. – So ungefähr werden ursprünglich die beiden Kontrahenten mit einander verhandelt haben, wenigstens haben sich das öffentliche und das Gewohnheits-Recht in erwähnter Weise ausgebildet. Für beide Parteien war ein solcher Vertrag von unverkennbarem Nutzen. Der Grundherr bekam seine Abgaben, gewissermaßen die Zinsen von dem hergeliehenen Grundkapital, und der Colon hatte ein Heim gefunden, wo er ruhig und gesichert seine Tage verleben konnte. Der Grundherr war sein Berater, sein Beschützer, sein Sachwalter. Winkeladvokaten, durchtriebene Rechtskonsulenten, Juden und Wucherer konnten nicht an ihn heran, um ihm den Strick um den Hals zu legen. Hypothekenschulden kannte man damals noch nicht; auch war eine Belastung des Gutes ohne Einwilligung des Gutsherrn nicht möglich. Der Colon konnte niemals vom Wucherer an die Luft gesetzt, aus Haus und Hof vertrieben werden. Wie mancher Bürgers- und Bauersmann würde in unsern Tagen wie viel darum geben, wenn er in einer solch' geschützten und gedeckten Lage sich befände, wie der Colon von ehemals! Der Bauer von heute ist ein freier Bauer, gewiss! er besitzt die Freiheit, Schulden zu machen wie ein Stabsoffizier, vorausgesetzt, dass er nicht zu früh flügelahm wird. Der Bauer von früher entbehrte diese Freiheit, dagegen hatte er vieles von seinem heutigen Namensvetter voraus: er lebte **sorgenfreier**. Wiewohl sich früher die Colonen befanden (ich weiß, dass es Ausnahmen gibt), das beweist der Spruch: "Unterm Krummstabe ist gut wohnen." Dieses alte Sprichwort bekundet, wie namentlich die geistlichen Würdenträger, Bischöfe und Äbte, für das Wohl ihrer Hörigen und aller ihrer Untertanen besorgt waren. "Unterm Krummstabe ist gut wohnen." Unwillkürlich werde hier erinnert an das Verhältnis des auserwählten Volkes zu **seinem** Grundherrn. Gott hatte den Israeliten das gelobte Land zur Benutzung gegeben, sich selber aber die Grundherrlichkeit vorbehalten. Durch Gesetz hatte er festgestellt, dass ihm die Erstlinge aller Früchte und der Zehnte gegeben werden mussten, und zwar

1. zur dankbaren Erinnerung an die Befreiung von den erdrückenden Lasten und Frohnden in Ägypten,
2. dass er ihnen das Leben gerettet vor dem verfolgenden Pharao, der das Geschäft des Blutaussaugens noch ferner gerne besorgt hätte,
3. wie er ein so zahlreiches Volk in einem Zeitraum von 40 Jahren so wunderbar in der Wüste erhalten; sie brauchten nicht zu arbeiten und hatten doch zu essen,
4. dass er es gewesen, der sie "mit starker Hand und mit ausgestrecktem Arme" in dies Land geführt habe, fließend von Milch und Honig. (5. Mos. 26.) Endlich
5. verordnete er, dass im großen Jubeljahre, d.h. jedesmal im 50. Jahre, Jeder wieder zu seinem Eigentume komme, sein Erbgut wiedererlange, das er aus Not hatte verkaufen müssen. (5. Mos. 25.)

Durch diese weise Anordnung sollte einerseits dem Geize und der Habsucht ein Damm entgegengesetzt und andererseits einer Massenverarmung vorgebeugt werden.

Die Israeliten sahen wohl ein, dass diese Forderungen ihres obersten Grundherrn nicht unbillig waren. (Hoffentlich wird man an dieser Bezeichnung Gottes sowie an der naheliegenden Parallele keinen Anstoß nehmen. Der jüdische Staat war recht eigentlich ein theokratischer, ein Gottes-Staat.) Deshalb sagte auch das Volk: Alles, was der Herr gesagt hat, wollen wir tun. – Doch den Israeliten erging es, wie so oft im täglichen Leben: es wurde ihnen zu wohl, sie wurden dieses Bündnisses überdrüssig und im verblendeten Hochmute traten sie zu Samuel und verlangten, dass er ihnen nach dem Beispiele der Heiden einen König gebe. Samuel suchte in seiner Bestürzung das Volk von seinem unsinnigen Vorhaben abzubringen, aber alles umsonst. Das Volk weinte und jammerte wie ein eigensinniges Kind, dem die Rute vorenthalten wird. Die Verführer taten noch das Ihrige und die schlimmsten Schreihälse trugen, wie immer, den Sieg davon. Gott ließ es geschehen und sprach zu Samuel: Gehorche der Stimme des Volkes in allem, was sie dir

sagen; denn nicht dich haben sie verworfen, sondern mich, auf das ich nicht über sie herrsche. (1. Kön. 8.) Zuvor aber hatte er sie aufmerksam zu machen, welchen Tausch sie zu machen im Begriff ständen und welches **das Recht des Königs** sein werde:

1. Eure Söhne und Töchter wird er nehmen und zu seinem Dienste verwenden.
2. Die besten Grundstücke und Weinberge wird er euch abnehmen und seinen Günstlingen geben.
3. Eure Saaten, Weinberge und Herden wird er zehenten.
4. Er wird euch viele Lasten auflegen und in blutige Kriege stürzen. –

So der Herr durch den Mund seines Propheten. Alle Verhaltungen fruchteten nichts; sie wollten nun einmal einen König, einen andern Grundherrn, sie erhielten ihn. Doch nur zu bald sollten ihnen die Augen aufgehen, Salomons Sohn und Nachfolger wies die Beschwerdeführer schnöde ab und ließ ihnen sagen: Mein Vater hat euch ein schweres Joch aufgelegt, ich aber will zu diesem Joche noch hinzutun. Mein Vater hat euch mit Geißeln geschlagen, ich aber will euch mit Skorpionen schlagen. (3. Kön. 12.) –

Jeder Druck erzeugt Gegendruck; das Volk empörte sich, 10 Stämme rissen sich los und das Reich war und blieb geteilt. So waren sie nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch heruntergekommen. Man wird überhaupt die Geschichte eines Volkes nicht vollständig und genau verstehen, wenn man die wirtschaftliche Seite nicht in Betracht ziehen würde.

Nachdem ich dieses Spiegelbild vorgehalten, ist es nötig, dass wir auch das Gegenbild in Deutschland uns näher ansehen.

XI.

"Es gibt nichts Neues unter der Sonne", hat einmal ein erfahrener und weltkluger Mann gesagt; "es ist alles schon dagewesen." In Bezug auf agrarische und politische Verhältnisse hat das alte deutsche Reich vielfach Ähnlichkeit mit denen des israelitischen Volkes, wie sie in voriger Nr. geschildert sind. Anfangs herrschte hier ebenfalls die schönste Harmonie; das christliche Sittengesetz war der Träger der staatlichen Ordnung. So lange man der Stimme der Kirche Gehör gab, herrschte im deutschen Reiche Eintracht und Ordnung; Kunst und Gewerbe blüheten; Deutschland war reich und mächtig, war die geachtetste unter allen Nationen. Als aber staatliche und kirchliche Autorität durch die revolutionären und kommunistischen Grundsätze der Hussiten in Böhmen und ihrer deutschen Nachtreter, allmählich und systematisch untergraben wurde, als einzelne Fürsten selber gegen ihren Schutz- und Schirmherrn, den deutschen Kaiser, sich auflehnten, als einzelne Grundherrn größeren Appetit verspürten und der arme Landadel nach dem fetten Bissen der Kirchengüter hinüberschielte – da war es um die Einheit und Einigkeit der Nation geschehen; Hader und Zwist zogen ein in die deutschen Hütten, Zündstoff war in Masse angehäuft. Soziale, politische und religiöse Fragen, alles dieses erhielt das Volk in Atem. Schwer ins Gewicht fällt auch die Agitation von Seiten Luthers, der in seiner bekannten derben Weise gegen Könige und Fürsten zu Felde zog: "Deine Fürsten, sagt er, sind der Diebe Gesellen geworden." Janssen, deutsche Gesch. S. 421. Von den Kaufleuten sagt er, dass die Preissteigerer, Fürkäufer und Monopolisten, öffentliche Diebe, Räuber und Wucherer seien. Fürsten und Kaufleute solle man wie einen Dieb mit dem andern in einander schmelzen wie Blei und Erz" a.a.O. Am schlimmsten kommen "Pfaff und Junker" weg. Schließlich glaubte das Volk, schreibt Erzherzog Ferdinand an den Papst, es führe die Sache Gottes durch Zerstörung und Beraubung der Kirchen und Klöster und durch schmäbliche Behandlung der Geistlichkeit. S. 457. – Prädikant Eberlin von Günzburg schreibt: Luther selbst hat zuerst zum Sturm geläutet. Du hast in öffentlichen Schriften ausgerufen, so redet er Luther an, dass man gegen Papst und Kardinäle mit allen Waffen losstürmen und die Hände waschen soll in ihrem Blut. Du hast alle Bischöfe, die deiner Lehre nicht folgen wollen, Götzenpaffen, Diener des Teufels genannt und hast gesagt, den Bischöfen begegne billig ein starker Aufruhr, der sie ausrotte von der Welt und wäre dess zu lachen, wo es geschehe. Du hast liebe Kinder Gottes und rechte Christen genannt Solche, welche alles daran setzten wollten, dass die Bistümer zerstört und das Regiment der Bischöfe vertilgt werde. Du hast ferner gesagt, wer Gehorsam leiste den Bischöfen, sei des Teufels eigener Diener. Du hast die Klöster Mördergruben gehei-

Ben, und ebenso zu ihrer Vertilgung aufgereizt." S. 458. – Doch genug mit dieser Blumenlese; noch viel Ärgeres kann in dem genannten Geschichtsbuche nachgelesen werden.

Die Folgen aller dieser zusammentreffenden Umstände waren jene wutentbrannten, mörderischen und satanischen Bauernkriege, in welchen das Unterste zu Oberst und das Oberste zu Unterst gekehrt wurde. Schlösser, Kirchen, Klöster wurden dem Erdboden gleich gemacht, die schuldigen Abgaben und Zehnten verweigert, die Besitzenden aus ihrem Eigentum verjagt, Leben und Eigentum seiner Mitmenschen für nichts geachtet; Brand und Verwüstung durchheilte die deutschen Gauen – unser Vaterland war zu einer Mördergrube geworden. Als sich die Dinge so zuspitzten, und es nirgends mehr geheuer war, da sah sich Luther genötigt, abzuwiegeln resp. den Spieß umzudrehen. In seiner Schrift: "Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" gibt er diesen zu bedenken: "wie ihnen früher zu wohl gewesen und gute Tage in Frieden nicht mochten erleiden. – Die Bauern wussten nicht, wie köstlich Ding es sei um Fried und Sicherheit, dass einer mag seinen Bissen und Trunk fröhlich und sicher genießen, und danken Gott nicht drumb; das musste er sie itzt auf diese Weise lehren, dass sie der Kützel verging." a.a.O. S. 536. "Mit der Faust muss man diesen Mäulern antworten, dass der Schweiß zur Nasen ausgehe. Die Bauern wollten nicht hören, da musste man ihnen die Ohren aufkneufeln mit Büchsensteinen, dass die Köpfe in die Luft sprangen. Zu solch Schülern gehört eine solche Rute." S. 535 und 536. – Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen. Es ist wahrlich nicht zu verwundern, dass von solchen Lehrmeistern solche Schüler herangebildet wurden. Wer Wind säet, wird Sturm ernten. Im Übrigen sind die zuletzt zitierten Worte, zu solcher Zeit und aus solchem Munde, gewiss ein unverdächtiger Zeuge, dass die hörigen Bauern von Dazumal im Großen und Ganzen sich gut standen. Ihre Unzufriedenheit war meistens eine künstlich erregte; das Schüren und Hetzen verfehlt ja selten seine Wirkung, es ist das immer so gewesen und wird auch in Zukunft so sein. Von Haus aus ist der Bauernstand durch und durch konservativ, er steht treu zu Fürst und Vaterland, für Thron und Altar; er hält zähe fest an der alt hergebrachten Ordnung. Für Revolution und Empörung hat er nichts übrig; er weiß nur zu gut, dass er dabei nicht nur nichts einzuheimen, wohl aber vieles zu verlieren hat. Seine konservativen Grundsätze, seine Vorliebe für Ruhe und Sicherheit, für Recht und Gerechtigkeit, entsprechen seinen eigenen wohlverstandenen Interessen. So lange der Bauer nicht "wackelt", so lange religiöser und materieller Bankrott seine friedliche Schwelle nicht überschreitet – so lange kann der Fürst getrost sein Haupt legen "jedem Untertan in Schoß", bis dahin wird er niemals aus sich selber die [Fahne des] Umsturzes emporhalten; sind aber diese Fundamente erschüttert und zerbröckelt, dann "ist Gott kein Herr mehr" wie man zu sagen pflegt. Gott sei Dank! kommen solche Fälle in der Geschichte nur selten vor; der Bauer hat das Gefühl, dass er doch schließlich den Sack lappen müsse. Und so ging's auch damals zur Zeit der Bauernkriege; ein großer Teil hatte im blutigen Streite oder auch meuchlings sein Leben verloren; andere hatten ihr ganzes Vermögen eingebüßt, ihren Wohlstand total ruiniert; und sie alle zusammen hatten den Zweck nicht erreicht, den sie erreichen wollten, – der Zehnte blieb bestehen. Ja, die Sache hatte sich noch verschlimmert. Die Grundherren waren gewitzigt, und eifersüchtig auf ihre Rechte geworden; alle Verpflichtungen wurden revidiert, genau aufgezeichnet und gebucht, und in vielen Fällen die Schraube schärfer angezogen. Waren sie früher mit Geißeln geschlagen worden, jetzt wurden sie mit Skorpionen gezüchtigt. Seit jener Zeit ist der Bauer kopfscheu geworden, eine Eigenschaft, die ihm noch jetzt im Blute steckt. In gewissen Fällen ist er äußerst vorsichtig, vorsichtig bis Exzess, ein wahrer Sicherheitskommissar. Es ist ihm wahrlich nicht zu verargen, wenn er sich das Sprichwort zu Nutzen macht: Trau, schau, wem. Nur soll man es zur rechten Zeit und am rechten Orte anwenden. Gegen gewisse Volksbeglucker in Schrift und Wort, gegen Demagogen und sozialistisch angehauchte Parteiführer, welche die Gemüter aufstacheln und namentlich gegen jede Religion ihren infernal Hass auslassen, gegen solche Volksaufwiegler sollte man beide Ohren verstopfen. Wäre dieses Anno 48 beobachtet worden, wo auch manches Bäuerlein an den vorgehaltenen Freiheitsköder angebissen, wo man glaubte, durch Vernichtung von Archiven etc. sich aller Lasten, Steuern und Zehnten entziehen zu können, es wäre manche bittere Erfahrung und jähe Enttäuschung erspart geblieben. Gottlob sind die meisten der Betörten und Mitläufer mit dem bloßen Schrecken davon gekommen,

wogegen viele Rädelsführer sich in unsern Tagen rehabilitiert haben. Namen sollen nicht genannt werden.

Möge man hieraus lernen, wie ungerecht, verwerflich und gefährlich es ist, auf ungesetzliche und unerlaubte Weise gegen bestehende Ordnung sich aufzulehnen. Luther hat Recht, wenn er in seiner Schrift wider die mörderischen Bauern sagt: der Obrigkeit sei nicht ein Fuchsschwanz, sondern das Schwert in die Hand gegeben. Will der Bauer auch ferner seine Tage in Ruhe und Sicherheit verleben, dann bleibe er echt konservativ, halte fest an Christentum und den ererbten väterlichen Sitten, bleibe fern von Luxus und Genußsucht; er sei einfach in Kleidung und Hausgerät. Möge er auch fern bleiben von einer Partei, die nur eine falsche Freiheit auf ihre Fahne geschrieben; der Liberalismus war niemals und wird niemals ein Freund des Bauernstandes sein. Seine wahren und rechten Freunde sind wo anders zu suchen.

XII.

Jegliche Freiheit wird nur dann heilsam sein, wenn sie mit einem schützenden Damme umgeben ist. Erfahrung, Vorsicht und Wohlwollen müssen ihre Berater sein. Was nützt dem Kinde die Freiheit, mit Messern, scharfen und gefährlichen Instrumenten oder gar mit Schießgewehren spielen zu können? Weise und vernünftige Eltern werden eine solche Freiheit niemals billigen, sondern zur rechten Zeit "ein Pinnchen dabei stecken." In ähnlicher Weise muss auch die junge Freiheit, die dem Bauernstande durch das Ablösegesetz zu Teil geworden ist, durch weise Vorschriften und Maßregeln geschützt und gehegt werden, damit sie seinem Inhaber nicht gefährlich werde. Solche Gefahren drohen ihm aber durch das Freizügigkeitsgesetz, vermöge dessen jeder Handelsjude, sowie jeder arbeitscheue Mensch seine schlechten Waren durchs ganze Land vertreiben kann. Besonders ist es der einfältige und arglose Bauersmann, der zum Fange ausersehen ist. Der Jude weiß seine Ware bis in den Himmel zu erheben; eine Hand voll Lügen – das ist eine Kleinigkeit. Wenn der Bauer sich nur soweit herbeilässt, dass er eine Unterredung anknüpft, dann ist er in den meisten Fällen der Geleitete. Man weiß ja, wie's gemacht wird: in Nr. 43 d. Bl. v. J. heißt es: "Er hat seinen Schnaps im Keller." Hat der Jude **das** fertig gebracht (im Paderborner Land etwas Alltägliches), dann kann er mit dem Jäger sagen: Na, wahrhaftig, er is schußmote. – Gefährlich für den Bauern ist ferner die Wucher- und Wechsel-Freiheit. Wie mancher Bauer ist von abgefeymten Betrügnern überredet worden, einen Wechsel in blanco zu unterschreiben, ja zur Verbesserung der Handschrift noch zwei- dreimal hintereinander! Es gehört ferner hierhin das Hypotheken- und Grundbuchgesetz. Sein ganzes Gut kann der Bauer mit Schulden belasten oder auf einen andern Besitzer übergehen lassen, ohne das die eigene Familie etwas davon gewahr wird, geschweige denn verhindern kann. Es gehört ferner hierhin – und das ist für mich der wichtigste Punkt – die Freiheit, sein Gut im Erbfolge in so viele gleiche Teile zu zerstückeln, als Erbberechtigte da sind. Es ist das eine ebenso gleißnerische Freiheit, als für den sittlichen Menschen die Freiheit sündigen zu können. Was hat bei solcher Freiheit das Ablöse- und Verkoppelungsgesetz für eine Bedeutung? Durch beide Gesetze soll doch offenbar ein sesshafter, kerniger Bauernstand geschaffen werden, ein Bauerstand, der nicht von jedem Winde hin- und hergetrieben wird, sondern durch Jahrhunderte hindurch den Wechselfällen der Zeit widerstehend alte Sitte, altes Recht, und alte Gebräuche bewahrt und wieder vererbt bis auf die spätesten Generationen! Wird dieses Ziel denn auch erreicht? Wie sieht's aus damit in unserer Gegend, im südlichen Teile des Kreises? – Dass sich Gott erbarm'! Kann da noch von einem sesshaften Bauernstande die Rede sein? Alle durch die Bank sind diejenigen, die noch vor 3 Generationen ein mäßiges und anständiges Bauerngut besaßen, bei Anwendung der Splissteilung schon jetzt herabgesunken zu Tagelöhnern, zu Fabrikarbeitern, zu Proletariern, die im Kohlenrevier der Mark oder in anderen Gegenden, wo lohnender Verdienst zu finden ist, sich massenhaft aufhalten und dann später zurückkehren, um auf dem ererbten Grundstücke sich eine ärmliche Lehmhütte aufzuführen. Die früheren Bauerngüter sind zerrissen und zersplittert, zerstoßen nach allen 4 Winden. Wie könnte es auch anders sein? Gehen wir bis auf die dritte Generation zurück und nehmen wir an, dass der Vater bei seinem Tode seinen 4 Kindern einen Grundbesitz von 50 Morgen hinterlässt. Diese 50 Morgen werden zu gleichen Teilen unter die 4 Erben verteilt, also pro Kopf 12 ½ M. Das Mobiliar und Inventar des Hauses kommt natürlich unter den Hammer; in der Regel will man's nicht anders haben. Will der Älteste,

den man aus Gnade und Barmherzigkeit im Hause gelassen, nicht auf den Dielen schlafen oder in leerer Stube herumtappeln, so muss er sich das Nötige bei der Auktion ersteigern, ersteigern oft durch die Gunst fremder Leute; also Gegenstände kaufen, die er tagtäglich vor Augen gehabt; Gegenstände, die Vater und Mutter in Gebrauch gehabt. Wird bei solcher Freiheit und Gleichheit wohl die Pietät gegen die verstorbenen Eltern gefördert werden? Werden bei solcher Freiheit und Gleichheit geschwisterliche Liebe und Eintracht erhalten und bestehen bleiben? Leider nur zu oft das Gegenteil! Hass, Erbitterung und Feindschaft unter den Geschwistern datieren vielfach von dem Tage her, wo der letzte der Eltern die Augen zugetan hat. Abgesehen von allen materiellen Schäden, die die sogenannte Splitssteilung dem Bauernstande verursacht, möchte ich schon allein im moralischen Interesse es lebhaft wünschen, wenn diese unheilvolle Gewohnheit endlich einmal durchbrochen und ihr ein jähes Ende bereitet würde.

Ist dann die Teilung unter den Geschwistern glücklich (d.h. unglücklicher Weise) zu Stande gekommen; haben der Auktions-Kommissar, der Verteilungs-Taxator, das Gericht und der Stempel-Fiskal ihr Teilchen mit erhalten, ist also Jeder im Besitze des Seinigen – *suum cuique* – dann geht es beim Ableben des so Beerbten wieder nach derselben Melodie, dasselbe Schauspiel in 2. und 3. Auflage. Ein ewiger Besitzwechsel – ein ewiges Gebührenbezahlen – eine immerwährende Lauferei zwischen dem Gerichte etc. etc. Ich bin der festen Überzeugung, dass im Splitssteilungs-Revier an Gerichts- und Verkaufskosten in einem Zeitraum von 3 Menschenleben mindestens ebenso viel gezahlt ist, als Grund und Boden wert sind. Ich habe mir die Mühe genommen, den Annoncenteil des Sauerl. Volksbl. von den Monaten April bis incl. November vor. J. durchzusehen, um zu erfahren, wie viele Zwangs- und sogenannte freiwillige Verkäufe im Kreise erfolgt sind. Man höre und staune: Es sind innerhalb 8 Monaten 120, also pro Jahr 180, oder auf je 2 Tage ungefähr ein Verkauf! Wo soll das hinaus? Hundert Besitzungen kommen hier in einem Jahre zum Verkaufe, während in jenen Gegenden, wo man die Segnung der Splitssteilung nicht hat, kaum in 100 Jahren einmal ein Bauerngut zwangsweise verkauft wird. – Einen hohen Prozentsatz unter diesen 120 Verkäufen liefert auffälliger Weise der Bezirk Kirchhundem. – Ich bin kein Freund von Zwangsverkäufen, aber doch bereitet es mir jedesmal Freude, wenn ich lese, wie so ein Schlaumeier mit anmutiger Grazie ein Mäntelchen gegen den Wind zu halten versteht und seinen Verkauf volltönend und selbstbewusst "wegen Mangel an Raum" statthaben lässt. Fürwahr, possierlicher kann das Ding nicht verkleistert werden!

Wie viele Grundstücke mögen wohl innerhalb dreier Generationen noch an der alten Sohlstätte haften? Mehr als $\frac{3}{4}$ haben unbedingt schon mehrmals den Besitzer gewechselt, und dieses Übel wird noch immer schlimmer werden. Das neue Gerichtsverfahren spaßt nicht. Die Gerichtsvollzieher lassen dem Gesetze seinen Lauf und kümmern sich nicht um die Tränen der Witwe, um das Wehklagen der Familie. Das Gesetz will vollzogen sein. Oder wird der Gläubiger vielleicht dem gerichtlichen Verfahren Einhalt gebieten? So lange er weiß, dass er zu dem Seinigen kommen wird, ist es wohl möglich. In einer Parabel aus der bibl. Gesch. heißt es: Er aber wollte nicht, sondern packte ihn, würgte ihn und sprach: Bezahle was du schuldig bist. – Und er ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Math. 18, [Vers 30]. Wenn die Schuldhaft noch bestände, dann könnte man vermuten, als ob diese Worte eigens für unsere Zeiten und Verhältnisse aufgeschrieben wären. –

XIII.

Von den Liebhabern und Verteidigern der Splitssteilung wird mir vorgehalten, dass ich als geschworener Feind derselben diese Angelegenheit zu krass, ja geradezu ungerecht beurteile. In Wirklichkeit verhalte sich die Sache anders; wenigstens nicht so schlimm; als ich sie darstelle: Was sei auch schöner und gerechter, wenn der Eine so viel bekomme wie der Andere? Haben denn nicht alle in gleicher Weise Vater und Mutter gesagt? Soll der Eine Alles haben und die Andern mit "em weißen Stöckelchen" abziehen? Der Eine soll leben wie ein "Herr Baron", während die Andern seine Knechte, seine gehorsamen Diener sind? – Machen wir hier eine kleine Pause, damit das Blut nicht zu rasch zirkuliere; es soll das der Gesundheit nicht förderlich sein.

Also, ruhig Blut! – In der vorigen Nr. habe ich schon auf die moralischen Schäden aufmerksam gemacht, die die Splitssteilung, wenn auch nicht in jedem einzelnen vor-

kommenden Falle, so doch in den meisten im Gefolge hat. Das Mein und Dein ist von jeher ein kitzlicher Punkt gewesen; es bedarf nur einer geringen Veranlassung – und die Geister platzen auf einander wie ein verheerendes Donnerwetter. Die Gesichter bekommen eine Begrüßungsfarbe, als wenn zur Herbstzeit 7 Tage Regenwetter einfällt. Befassen wir uns heute mehr mit den materiellen Folgen, die auch sichtbar und fühlbar in die Erscheinung treten.

1. Wenn Mobilien und Inventar, Ackergerätschaften und Düngerhaufen bei der obligaten Auktion verkauft werden, wie will da der Rechtsnachfolger, der Besitzer des Hauses die Bewirtschaftung der parzellierten und dezimierten Grundstücke ermöglichen können? Wo nichts hinkommt, lässt sich nichts hernehmen. Werden die Felder schlecht und nur oberflächlich bearbeitet, so erwarte man doch keine Feigen und Trauben, wo nur Disteln und Schlehens gedeihen können. Ist die Bewirtschaftung schlecht, so sind auch die Erträge schlecht. Sind die Erträge schlecht, so kann natürlich von einem guten Viehstapel nicht die Rede sein. Taugt der Viehstand nicht, so gibt es wiederum keinen Dünger. Und so ist es ein ewiger Kreislauf, der nur bei der größten Sparsamkeit und Anstrengung im Laufe der Zeit sich etwas mildern lässt. Fängt aber die Familie an, sich einigermaßen zu "begrasen", hat man mit Ach und Krach die größten Schwierigkeiten überwunden, so kommt der unerbittliche Tod und bringt die Maschinerie zum Stillstande. Die Teilung beginnt von neuem: "die letzten Dinge werden ärger sein als die ersten."
2. Sind die Erträge aus Feld und Garten gering, so wird auch der Kochtopf für Menschen und Vieh bedenklich in Mitleidenschaft gezogen. "Meister Schmalhans" ist nicht nur Küchenmeister, sondern auch Aufwärter bei Tische. O Gott! Wie viele arme Kinderchen wandern hungrig zur Schule, weil man ihnen einredet, man dürfe nicht zu viel essen, das Viel-Essen sei eine böse Angewohnung! O *dira necessitas!* Wem muss das Herz nicht bluten! Bei den Butterbroten ist die Butter vom Bäcker gleich mithinein gebacken! Auch macht das kirchliche Abstinenzgebot nicht die mindeste Schwierigkeit; Fleischspeisen im Laufe der Woche sind in vielen Haushaltungen eine Rarität. Und bei solcher Lebensweise müssen trotz alledem die schwersten Arbeiten verrichtet werden in Tagelohn und besonders in Bergwerken. Brot und Mehl-Pfannkuchen mit Kaffee bilden unter Zumischung von Beimischung, und Beimischung von Zumischung den gebräuchlichsten Küchensatz; glücklich noch, wem dieser zu Gebote steht. Du lieber Herrgott! Ein Leben voll Not und Entbehrung eilen diese armen Leute einem frühen Tode entgegen! Schwindsucht und Wassersucht sind die verbreitetsten Krankheiten. –

Es ist mir mitgeteilt worden (ich habe die Richtigkeit nicht konstatieren können), dass der Kreis Olpe sein Rekruten-Kontingent nicht stellen könne, weil die zur Aushebung Herangezogenen körperlich zu klein und schwach seien – wegen mangelhafter Ernährung. Ich halte mich nicht für berechtigt, diese Mitteilung als unwahr zurückzuweisen. Um einen Anhaltspunkt zu haben, wollen wir uns die Kreisstatistik etwas näher ansehen. S. 80 wird gesagt, dass an Schweinevieh gehalten würden im Amte Attendorn 356 Stück, Bilstein 301, Drolshagen 190, Kirchhundem 262, Olpe 113 und im Amte Wenden nur 75, Summa 1.297. Freilich heißt es in der Anmerkung: "Diese Zahl kann, wengleich auf genauer Zählung beruhend, als maßgebend nicht betrachtet werden, da zur Zeit der Viehzählung, am 10. Jan. 1873, schon ein großer Teil der gemästeten Schweine geschlachtet war." Gewiss, dieser Umstand ist wohl in Anschlag zu bringen; dabei bleibt aber die Statistik in obiger Zahlengruppierung dennoch ein richtiger Wegweiser. Auch hat man das noch zu beachten, was sie nicht sagt, was sie verschweigt. Sie sagt uns nicht, wie viele der vor dem 10. Januar getöteten Tiere von dem Züchter ganz oder teilweise verkauft sind; sie sagt uns nicht, wie schwer ihr Gewicht gewesen, ob die Frühjahrs-Ferkel 100 oder 200 Pfd. gewogen; sie sagt uns nicht, wie oft die Arbeiter-Familien (andere sind keine da) in der Woche Fleischspeisen genießen resp. nicht genießen können. Alle diese Fragen fallen aber entschieden ins Gewicht und drücken die Waagschale entweder nach der einen oder nach der andern Seite nieder. – Ich kann nicht unterlassen, hier nochmals allen meinen "Freunden", allen philosophischen und philanthropischen Anhängern der Splitscheidung den Wunsch zu unter-

breiten, dass man doch nur ein einziges Vierteljährrchen (die Zeit geht ja rasch vorüber) sich ganz genau jenen Verhältnissen anbequemen und alles, so wie es kommt, mit durchmachen möge. Ich wette 100 gegen 1, diese Kaltwasserkur ist vollständig und von radikaler Wirkung. Hat niemand Lust, sich zu melden? He, Onkelchen, wie steht's? –

3. Was die Splitssteilung schon zu Wege gebracht, zeigt deutlich die Statistik auf S. 60 – 64. Nach diesen Angaben hat z.B. das Amt Wenden (die Pfarreien Wenden und Römershagen) an Ackerländern, Gärten, Wiesen, Weiden und Holzung eine Fläche von 7.223 Hektar oder 28.892 Morgen mit einem Reinertrag von 9.106 Thlr. Diese 28.892 Morgen sind in 28.162 Parzellen geteilt, so dass die Parzelle durchschnittlich groß ist 1,02 Morgen. An diesen 28.162 Parzellen partizipieren 2.297 Besitzer, macht auf jeden Besitzer 12,26 Parzelle oder 12,38 Morgen, mit einem Durchschnitts-Reinertrag pro Morgen = $0,32 \text{ Thlr.} \times 12,38 = 3,96 \text{ Thlr.}$ Reinertrag. Wenn wir dieser Durchschnittsbesitzer sieben aufeinander schweißen, dann bekommen wir etwas mehr als einen Schorlemer'schen Minimalbauern mit einem Reinertrag von 25 Thlr. Wenn der genannte Gesetzentwurf über die Vererbung der Bauerngüter für Intestatifälle in der vorliegenden Fassung des § 2 durchgehen sollte, so ist er für unsere Gegend ziemlich wertlos. Warum denn überhaupt eine solche Klausel? Warum nicht auf jeglichen Grundbesitz ausgedehnt? Es ist ein Glück, dass in dieser Session das Gesetz nicht zu Stande kommt, damit die Kreis- und Provinzial-Landtage Gelegenheit haben, ihre Wünsche und Ansichten dem Landwirtschafts-Minister zu unterbreiten. Will der Kreis-Verein Olpe keine Petition einreichen?

Schließlich noch ein Spiegelbildchen über die Splitssteilung: Als Vormund hatte ich Gelegenheit, mich etwas genauer in dieser Materie unterrichten zu können. Das Verwaltungsobjekt meiner vormundtschaftlichen Sorge waren 68 Parzellen mit einer Größe von 10 H. 40 Ar [] M. oder ca. 42 Morgen und einem Reinertrag von 16,16 Thlr. oder rund 50 M. Unter diesen 68 Parzellen waren 11 (elf) Gärten von ff. respektablen Größen: 2 Ar 23 [] M., 1 Ar 28, 1 Ar 36, 1 Ar 17, 0 Ar 72, 1 Ar 40, 1 Ar 28, 0 Ar 74, 0 Ar 61, 1 Ar 3 und 2 Ar 84. "Herr, hör auf mit deinem Segen", so kann man auch hier ausrufen! Was waren die Duodezstaaten Deutschlands gegen diese Duodezparzellchen und Wieschen, gegen diese Haubergsriemchen! Ein Walther von Habenichts, ein Johann ohne Land waren weniger unbemittelt als diese Magnaten der Heimat. –

XIV.

Nicht ganz so schlimm hat die Splitssteilung im Amte Drolshagen gehauset. Nehmen wir das Amt Drolshagen-Land, so haben wir eine Bodenfläche von 5.773 Hektar oder 23.092 Morgen (mit einem Reinertrag von 8.831 Thlr.), die in 20.064 Parzellen geteilt sind. Demgemäß hat die Parzelle durchschnittlich eine Größe von 1,05 Morgen und einen Reinertrag von 0,44 Thlr. Da 1.169 Besitzer da sind, so kommen auf jeden derselben durchweg 17 Parzellen oder $17 \times 1,05 \text{ M.} = 17,85 \text{ M.}$ mit $17 \times 0,44 \text{ Thlr.} = 7,48 \text{ Thlr.}$ Reinertrag. Somit würde im Amte Drolshagen-Land schon $3 \frac{1}{3}$ Besitzer ausreichen, um einen Schorlemer'schen Minimalbauern zu repräsentieren. Bemerkte sei, dass der Vorstand des westfälischen Bauernvereins bei Fixierung eines Minimal-Reinertrages von 75 M. von der Voraussicht sich hat leiten lassen, dass ein solches Bauerngut noch so eben im Stande sei, eine Familie anständig zu ernähren. – Ziehen wir das ganze Amt Drolshagen, Stadt und Land, in Betracht, so finden sich vor: 6.519 Hektar oder 26.076 Morgen (Reinertrag 10.423 Thlr.), die in 22.379 Parzellen geteilt sind. Diesmal erreicht die Durchschnitts-Parzelle 1,165 M. mit 0,47 Thlr. Reinertrag. Dagegen kommen auf die 1.414 Besitzer diesmal nur 15,8 Parzelle oder $15,8 \times 1,165 = 18,4 \text{ M.}$ mit $15,8 \times 0,47 = 7,43 \text{ Thlr.}$ Reinertrag. Man sieht, die Verhältnisse zwischen Land-Drolshagen, und Stadt und Land zusammengenommen differieren nur sehr wenig.

Wenn wir die Ämter Wenden und Drolshagen miteinander in Vergleich bringen, so ergibt sich, dass Wenden 28.892, Drolshagen 26.076 Morgen besitzt; für Drolshagen stellt sich mithin ein *minus* heraus von 2.816 M. Dagegen hat aber Wenden nur 9.106 Thlr. Reinertrag, wo Drolshagen 10.423 Thlr. hat. Obschon also Drolshagen 2.816 M. weniger Fläche hat, hat es 1.317 Thlr. Reinertrag mehr. Es wird vorausgesetzt, dass in beiden Ämtern die Bonitäts-Normierung eine gleiche und einheitliche gewesen ist. Wollte Wenden dieselbe Höhe des Reinertrages erreichen, den Drolshagen hat, dann müssten im

Ganzen 33.070 M. vorhanden sein, also noch 6.178 mehr, als augenblicklich da sind; oder anders ausgedrückt: der Boden im Amte Drolshagen ist um 27% besser, als im Amte Wenden. Nach der Statistik S. 25 hat das Amt Drolshagen 2.937 Seelen, dagegen Wenden (mit Römershagen) 3.147. Hieraus folgt, dass Drolshagen bei einem Reinertrage von 10.423 Thlr. 200 Personen weniger zu ernähren hat, als das Amt Wenden bei 9.105 Thlr. In Bezug auf Ernährungsverhältnisse neigt sich also die Waagschale zu Gunsten Drolshagens. Wäre Drolshagen in demselben Verhältnisse bevölkert wie Wenden, dann müsste seine Einwohnerzahl die Ziffer 3.602 aufweisen, mithin ein *Plus* von 665 Personen. Da aber diese 665 Personen, die mehr zu ernähren wären, nicht vorhanden sind, so gewinnt Drolshagen einen Vorsprung vor Wenden von 21%. Die Statistik ist unerbittlich. Doch soll für nicht kundige Leser ein Umstand nicht verschwiegen werden, dass sich nämlich diese Ungleichheit wieder ausgleicht durch die vielen Bergwerke, die im Amte Wenden noch im Betriebe sind, und dass nach Fertigstellung der Eisenbahn bis Rothemühle alle wieder in Betrieb kommen werden. Wäre die Eisenstein-Förderung nicht vorhanden, und wären früher die Olper-, Rüblinghauser-, Gerlinger- und Wendener-Hütte nicht in Tätigkeit gewesen, dann wäre auch die Bevölkerung nicht so angewachsen. Das Eine bedingt das Andere. Die Ackerwirtschaft allein, darüber ist Freund und Feind einig, würde die Bevölkerung nicht ernähren können. Durch Fleiß, Sparsamkeit und eine unverwüstliche Genügsamkeit wird dasjenige ersetzt, was der Ackerboden versagt. Eigentlich böse Zeiten treten nur dann ein, wenn Hütten- und Bergwerke still stehen, wenn alles flau ist. Notstände wie in Oberschlesien, Notstände wie Anno 17 und 47 dürften wohl nicht wiederkehren.

In welchem unserer beiden Ämter in den letzten Jahren die meisten wirtschaftlichen Fortschritte zu verzeichnen sind, darüber konnte [ich] eine Scala nicht aufstellen. Ich will aber hiermit das Versprechen ablegen, dass ich fleißig im Olper-Blatte Umschau halten und sogar den Annoncenteil revidieren werde, damit später ein Urteil möglich sei. Nur um Eins bitte ich: das Schiller'sche Wort: "**Raum** ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar" nicht dadurch Lügen strafen zu wollen, dass man "wegen Mangel an Raum" eine Evakuierung vorzunehmen genötigt ist. Erfreulich wäre es, wenn alle Ämter unseres Kreises in edlem und regem Wettstreit die Palme des Fortschrittes einander streitig machen wollten. Am sichersten aber wird man im Splissteil-Revier fortschreiten, wenn man das bisherige Dezimierungssystem an den Haken hängen und einem wohlverdienten Ruhestande überweisen wollte. Hören wir, wie einige hervorragende Männer über die gleiche Erbteilung sich ausgelassen haben. Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein, geb. 25. Oct. 1757 zu Nassau, gest. 29. Juni 1831 auf seinem Gute Kappenberg – dieser Mann glaubte nach dem tiefen Falle Preußens im J. 1806 als Minister dieses Landes "zur Hebung des Credits der tiefverschuldeten Großgrundbesitzer, zur Aufrichtung des Bauernstandes, zur Besserung der Landeskultur und zur Vermehrung des Nationalvermögens" die bisherigen Fesseln des Grundeigentums fallen lassen zu sollen. Das Edikt vom 9. Oct. 1807 und vom 14. Sept. 1811 bestimmte, dass jeder Grundbesitzer befugt sein solle, frei über seine Grundstücke zu verfügen. Dieser Grundsatz der unbeschränkten Teilbarkeit des Grundbesitzes ist bis jetzt in Preußen aufrechterhalten worden. Dieser selbe Mann, der der Haupthebel der Mobilisierung und Atomisierung des Grundeigentums gewesen, sagt trotzdem in seinen Schriften: "**Von Erhaltung der Bauernhöfe hängt die Erhaltung eines tüchtigen Standes von Landbewohnern ab, auf welchem Wahrhaftigkeit, Sittlichkeit und Tüchtigkeit jeder Art beruht. Durch grenzenlose Teilbarkeit löst sich der Bauernstand in Tagelöhner und Gesindel auf.**" An einer andern Stelle sagt er: Es sei zu verhüten, dass alle Bauern zu Tagelöhnern theoretisiert würden und statt der Hörigkeit an die Gutsherrn eine viel **schlimmere Hörigkeit an die Juden und Wucherer eintrete**. – Ein Liberaler, von Vinke, meint: "Der gesunde Menschenverstand wäre längst gegen die Zerstückelung der Bauerngüter. Nur für die Theoretiker mit der Feder sei die Frage noch zweifelhaft." Kreuzztg. Nr. 102 Jahrg. 78. –

Für heute genug zum Nachdenken. Je mehr das Ding von allen Seiten betrachtet wird, desto besser. Erkenntnis ist ja auf allen Gebieten der erste Schritt zur Besserung. So lange man noch nicht zu der Einsicht kommt, dass das bisherige Teilungssystem unfehlbar zum Verderben führt, so lange man in dem Glauben befangen bleibt, dass die gleiche Teilung das Eldorado aller Vollkommenheit, ein Sieg der Gerechtigkeit über eine ver-

dammenswerte Bevorzugung sei, – so lange wird man gegen eine tief eingewurzelte Macht der Gewohnheit vergebens ankämpfen.

XV.

Allen geehrten Lesern dieses geschätzten Blattes ist der Name des Westfälischen Bauernvereins wohl bekannt; viele, vielleicht die Meisten werden Mitglieder desselben sein. Die folgenden Worte gelten besonders denjenigen, denen der Zweck dieses Vereins weniger bekannt ist. Der Direktor oder Präsident dieses herrlichen Vereins ist der über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus rühmlichst bekannte Freiherr v. Schorlemer-Alst. Unter Führung und Leitung dieses hochbegabten Mannes hat der Verein in kurzer Zeit eine ungeahnte Ausbreitung gefunden in allen Teilen der Provinz; ein Beweis, dass derselbe zeitgemäß ist und einem wirklich vorhandenen Bedürfnis entspricht. Der Zweck dieses westfälischen Bauernvereins geht unter Anderem dahin, den noch vorhandenen selbstständigen Bauernstand auch selbstständig zu erhalten, oder einen solchen wiederherzustellen, wo er vom Rost des Liberalismus schon zerfressen und durch eine übelangewendete Freiheit zerrüttet und zerbröckelt ist. Als Mitglied dieses Vereines habe [ich] immer den einen Zweck, den einen Zielpunkt im Auge gehabt: ich habe gehofft, dass durch die Macht dieses Vereins, durch die Belehrung seines interessanten Vereinsblattes, und vor Allem durch das praktische Beispiel einer Guts-Zusammenhaltung, wie sie überall in der Provinz mit Ausnahme der Kreise Olpe und Siegen vorkommt – dass hierdurch so vor und nach auch der Heimat Heilung und Rettung werde zu Teile werden. Ich meine nicht vergebens gehofft zu haben; urplötzlich wird diese Heilung gleichwohl nicht eintreten, das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ehe alles wieder im richtigen Geleise ist, werden wohl noch einige Generationen vorübergehen. Niederreißen ist ja leichter als aufbauen; aber aufgebaut muss wieder werden, sonst ist alles verloren, sonst bekommen wir schleische oder englische Zustände, und davor wolle uns Gott bewahren.

Der vom Vorstande des Bauernvereins ausgearbeitete Gesetzentwurf über die Vererbung der Bauerngüter hat bei der Regierung und allen Parteischattierungen des Abgeordnetenhauses Billigung und Anerkennung gefunden; wenn man auch hie und da etwas auszusetzen fand, so war man doch mit der Tendenz des Entwurfes einverstanden. Gesetzeskraft wird er freilich in dieser Session nicht mehr erlangen, weil die Staatsregierung die betreffenden Organe der Provinz, unsere Kreis- und Provinzial-Stände zuvor hören und deren Gutachten in Händen haben will. Gegen diese Informierung ist gewiss nichts einzuwenden; möge nur das zu erwartende Gesetz allen berechtigten Ansprüchen gerecht und namentlich der Hauptzweck erreicht werden: die Schaffung eines konstanten kernigen Bauernstandes. Möge es gelingen, den Bauernstand gegen eine falsche Freiheit sicher zu stellen; möge es gelingen, Bildung und gute Sitte zum Gemeingut Aller zu machen und die zerstörende Element-????

Wie sehr die Wichtigkeit des westfälischen Bauernvereins auch draußen anerkannt wird, beweist die Tatsache, dass ein rumänischer Minister vom Vereinsvorstande die Statuten des Vereins nebst Informationen sich erbeten und selbstverständlich auch erhalten hat. Wenn Rumänien einen westfälischen Bauernstand und nicht so viele Juden hätte, dann würde es reich und glücklich sein. Es gibt wohl kein Ländchen in Europa, das verhältnismäßig so von Juden überschwemmt ist, als grade die Moldau und Walachei. Der Schnapsjude, der Handelsjude, der Wirtshausjude – die Gasthöfe sind meistens in den Händen der Juden – die Juden haben die ganze Bevölkerung im Sack. Ich berufe mich hier auf das Zeugnis eines Mannes, der 17 Jahre lang in den genannten Fürstentümern sich aufgehalten hat. Nicht umsonst berichten die Zeitungen so oft von Gärungen gegen die Juden. Wenn die Großmächtigen – Juden in Paris, London, Wien und Berlin zu Gunsten ihrer in Rumänien "unterdrückten" Glaubensbrüder nicht so nachdrücklich intervenierten, die Judenfrage würde für Rumänien bald gelöst sein. Ob die Naturalisierung einer gewissen Klasse von Juden, die das jetzige Ministerium anbahnt, die richtige Lösung sein wird, darüber ist man geteilter Ansicht. Unser Reichsprophet Heinrich v. Treitschke, Verfasser der preußischen Jahrbücher, sagt: "Die Juden sind unser Unglück." Dieses Wort findet Anwendung auf alle Staaten Europas, jedoch für die Staaten an der untern Donau in erhöhtem Maße. Wie Rumänien keinen eigentlichen und gesunden Bauernstand aufzuweisen hat, obwohl 1864 die Robotpflicht aufgehoben ist, so auch Russland und Italien nicht. In Italien sind die freien Bauern selten, desto zahlreicher aber die Colonen. Wenn

wir über Spanien nach Frankreich unsere Reise fortsetzen, so finden wir in letzterem eine Parzellierung der Grundstücke ähnlich und häufig noch schlimmer wie in unserm Spliss- teilungsrevier. Frankreich ist die Heimat und Geburtsstätte der gleichen Erbteilung; ein ewiges Teilen – ein ewiger Besitzwechsel. Im Jahre 1840 sind von den Notaren fünf Millionen Besitzveränderungen vorgenommen worden, und im J. 1868 gab es 21.317 Erbt Heilungsprozesse. Die Zersplitterung ist so weit vorgeschritten, dass es keine Seltenheit ist, dass mehrere Besitzer ihre Grundstücke an einen Mann verpachten und bei demselben als Tagelöhner wieder in Dienst treten. England bietet ein Gegenstück von Frankreich; wie in Frankreich alles zersplittert ist, so ist im vereinigten Königreiche Britannien fast aller Grundbesitz in der Hand von ein paar tausend Großgrundbesitzern, die oft ein Areal von 300 – 500.000 Morgen besitzen. Die ganze übrige Bevölkerung sind entweder Fabrikarbeiter oder Pächter. Die englischen Pachtverhältnisse sind grade zu haarsträubend – ein vollständiges Erpressungssystem. Die agrarischen Morde sind in dem unglücklichen Irland wieder an der Tagesordnung; auch wird Ruhe und Friede nicht eher wiederkehren, bis die gehässigen Agrargesetze aufgehoben sind und es den Bewohnern der grünen Insel ??????? käuflich und eigentümlich zu erwerben. Plinius hat vom alten Rom gesagt: *latifundia perdidere Romam*, der Großgrundbesitz hat Rom zu Grunde gerichtet; England scheint dieselbe Erfahrung zu machen; unleugbar geht es bösen Zeiten und einer verhängnisvollen Katastrophe entgegen, eben weil es keinen mittleren Bauernstand hat. Kehren wir schließlich zu unserer deutschen Vaterlande zurück. Die entsetzliche Not in Oberschlesien, zu deren Linderung von allen Zeitungen milde Gaben in Empfang genommen worden, würde nicht vorhanden sein, wenn daselbst der Großgrundbesitz weniger vertreten, dagegen ein mittlerer Bauernstand vorhanden wäre. Am günstigsten gestaltet sich die Bodenverteilung in unserer heimatlichen Provinz Westfalen. Wir haben 490 Rittergüter mit einer Durchschnittsgröße von 5 – 6 – 700 Morgen, dagegen aber 35.215 Bauernhöfe, von denen einige 2 – 3.000 Morgen groß sind. Nach den Angaben von Schorlemer-Alst machen die Rittergüter 1/22 der Bodenfläche aus, die Bauernhöfe 12/22, und der Rest verteilt sich auf den Kleinbesitz, den Komunalbesitz und die Städte.

Vorstehende geschichtliche Tatsachen sind eben so viele Aufforderungen an uns, dahin zu streben, dass auch im Kreise Olpe ein Bauernstand wieder geschaffen werde, wie er vor 1806 faktisch vorhanden war, eine Tatsache, wovon die noch vorhandenen großen Bauernhäuser in jeder Ortschaft beredete Zeugen sind.

Wiederholen wir kurz das bisher Gesagte:

- 1) Ein gesunder Bauernstand ist die erste Bedingung eines gesunden Staatsorganismus.
- 2) Geistiges und moralisches Wohlbefinden ist kaum denkbar ohne einen gewissen materiellen Wohlstand, ohne kräftigen Bauernstand. Die tausendfältige Beschäftigung des Landmannes ist auch körperlich die gesundeste und angenehmste. Wie erquickend ist es, jahraus jahrein in Gottes schöner Natur sich bewegen zu können! Hand und Herz bleiben frei von manchem ekelhaften Schmutz der Großstädte; Phantasie und Gemüt sind unverdorben, frisch und lebendig. Darum sind
- 3) auch die Söhne des Bauernstandes tauglich zu allen Geschäften in staatlichem und kirchlichem Dienste. Wir finden sie in allen Branchen, alle Karrieren füllen sie aus, sie rücken auf in alle Klassen der menschlichen Gesellschaft. Ein kräftiger und gesunder Bauernstand ist gleichsam ein Sauerteig, der die ganze menschliche Gesellschaft durchdringt, ihr neues Blut zuführt, sie vor Fäulnis und Marasmus bewahrt. Ist dagegen
- 4) der Bauernstand degradiert, sind seine Glieder herabgesunken zu Tagelöhnern und Proletariern, dann sinkt auch Alles zum Schlechteren: Friede und Genügsamkeit sind dahin; Verführer und Volksverderber finden einen wohl vorbereiteten Boden; **gezwungene Armut war noch niemals eine Schule der Tugend und des Heroismus.** *Videant consules!* Möge Staat und Kirche helfen, wo Hilfe angebracht ist! –